1,60 DM / Band 223
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 35 / Frankreich F 4,40 / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 80



In den Krallen der roten Vampire

John Sinclair Nr. 223

von Jason Dark

erschienen am 12.10.1982

Titelbild von Manuel Prieto

Sinclair Crew

In den Krallen der roten Vampire

Düster, unheimlich und rätselhaft gähnte der Eingang der Höhle im Fels.

Darüber wuchs das dichte Gestrüpp wie eine Wand. Es schien das fahle Licht des Halbmonds daran hindern zu wollen, in den tiefen Schacht einzudringen.

Es war kurz vor Mitternacht. Die Natur lag unter dem schweigenden Mantel der Finsternis. Ein warmer Sommertag hatte der Dunkelheit Platz geschaffen, und in den Dörfern der hügeligen Gegend hatte man sich längst zur Ruhe gelegt. Das war die Zeit, wo sich noch einsame Wanderer auf den Höhenrücken der Schwäbischen Alb bewegten. Die meisten Menschen lagen längst in ihren Betten und schliefen.

Zwei aber waren unterwegs.

Seltsame Gestalten, unterschiedlich anzusehen, aber in einem sich völlig einig.

Nach der Jagd auf Blut!

Es waren Vampire, die sich durch die Nacht bewegten. Alptraumhafte Geschöpfe, die Angst und Schrecken verbreiten konnten, und immer waren sie auf der Suche nach dem kostbaren Lebenssaft.

Einer von ihnen wirkte wie ein Riese. Er ging gebückt, aber dennoch geschmeidig. Irgend etwas trieb ihn voran. Er konnte es kaum erwarten, endlich vor dem Ziel zu stehen.

Der zweite Blutsauger hielt sich hinter der hünenhaften Gestalt.

Klein kam er sich im Vergleich gegen den ersten vor, doch das war eine Täuschung. Zwar konnte der zweite den ersten an körperlicher Größe nicht erreichen, doch an Verschlagenheit und Brutalität stand die zweite Gestalt der ersten in nichts nach.

Beide hielt ein unsichtbares Band zusammen. Das der dezimierten Mordliga!

Jawohl, die beiden Vampire gehörten zu Dr. Tods Bande, und es waren keine Geringeren als Lady X und Vampiro-del-mar. Die weibliche Blutsaugerin hielt sich hinter dem Supervampir und deckte seinen Rücken. Wie immer hatte sie ihre Maschinenpistole mit, eine Waffe, die jetzt wieder mit normalen Kugeln geladen war. Das war nicht immer der Fall gewesen, denn Lady X war wohl der einzige Vampir der Welt, der mit einer geweihten Silberkugel-MPi durch die Gegend lief.

Daß Lady X sie auch einsetzte, hatte sie hinlänglich bewiesen. Es war noch gar nicht lange her, da hatte sie Lupina, die Königin der Wölfe und ebenfalls ein Mitglied der Mordliga, radikal ausgelöscht.

Lupina hatte gegen Dr. Tod gemeutert, und so etwas wollte dieser auf keinen Fall durchgehen lassen. Er hatte die Scott beauftragt, etwas zu unternehmen, und Lady X war es gelungen, die ehemalige Freundin zu stellen und sie dann vor den Augen ihres Sohnes einfach abzuknallen. Den geweihten Silbergeschossen hatte die Werwölfin nichts entgegenzusetzen gehabt. Sie war vergangen.[1]

Nur noch drei Mitglieder zählte die Mordliga. Vampiro-del-mar, Xorron und Lady X.

Die anderen waren im Laufe der Zeit getötet worden. Und zum Schluß Lupina, die eine geweihte Kugelgarbe aus dem unseligen Leben gerissen hatte.

Natürlich war Lady X in der Achtung des großen Meisters Solo Morasso gestiegen. Und Dr. Tod hatte auch nichts dagegen, daß die Blutsaugerin Vampiro-del-mar begleitete, der immer noch auf der Suche nach seiner Vergangenheit war. Unter dem Meeresgrund hatte Morasso ihn hergeholt. Er hatte dort Jahrtausende geschlafen und konnte sich an nichts erinnern. Er wußte nur, daß er ein Supervampir war und Kaiser genannt werden sollte, was aber kaum jemand tat, denn die Machtverteilung innerhalb der Blutsauger-Hierarchie war

noch längst nicht festgelegt. Da wollte Lady X auch noch ein Wörtchen mitreden. Deshalb stand sie ihrem Begleiter mit einer gewissen Distanz gegenüber. Sie hielt ein sehr strenges Auge auf ihn, denn er sollte ihrer Kontrolle auf keinen Fall entgleiten.

Vampiro-del-mar wollte endlich einen Schleier des Geheimnisses lüften, das um seine Vergangenheit lag, und er hatte sich erinnert, als Dr. Tod einen Zeitungsartikel vorlas.

Um auf dem laufenden zu bleiben, ließ sich Morasso all das durchgeben, was in der Welt geschah. Er hatte einen guten Freund und Helfer, den in London lebenden Mafiachef Logan Costello. Der versorgte ihn mit allen Meldungen, und die Nachricht über den Fund eines versteinerten Vampirs hatte in einer deutschen Zeitung gestanden.

Es war ein roter Vampir gewesen, wie Morasso hatte lesen können. Als Vampiro-del-mar davon erfuhr, da horchte er auf.

»Die roten Vampire«, hatte er gesagt. »Meine Vampire.«

Dr. Tod und Lady X schalteten schnell. Mit Hilfe des geheimnisvollen Würfels ließen sie sich nach Deutschland versetzen und befanden sich nun in dem Gebiet, in dem die Vampire gefunden worden waren.

In der Schwäbischen Alb.

Lady X und Vampiro-del-mar brauchten keinen genauen Plan. Um ihre Widersacher zu finden, gingen sie allein dem Geruch nach, bis sie vor der Höhle standen. Der Supervampir schaute Lady X an.

»Da sind sie!« Seine Stimme hörte sich an, als würde jemand Knäckebrot brechen.

»Du bist dir sicher?«

»Ja.«

Lady X nickte. Sie mochte dieses Monstrum nicht. Es sah auch zum Fürchten aus. Während Lady X wie immer ihre Lederkleidung trug, hingen um seinem gewaltigen Körper nur Lappen. Das Gesicht glich einer zerstörten Kraterlandschaft, war mit Beulen, Pusteln und Eiterflecken übersät, und aus dem halb offenstehenden Maul ragten gewaltige Zähne, die schon an die eines Säbelzahntigers erinnerten.

Wenn Vampiro-del-mar damit zuhackte, hatte kein Gegner eine Chance. Das wußte auch Lady X. Deshalb war sie vorsichtig und hielt sich immer ein wenig zurück. Sie wollte den Blutsauger nicht reizen, aber sie wartete auf die Chance, ihm eins auszuwischen.

Äußerlich hielt sie zwar zu ihm, innerlich jedoch mochte sie den grobschlächtigen Bluttrinker nicht und wollte auch zusehen, daß er nicht zu mächtig wurde. Deshalb paßte ihr das Auftauchen der roten Vampire nicht so in den Plan. Zum Glück jedoch war sie mitgekommen, denn falls Vampiro-del-mar durchdrehte, konnte sie regulierend eingreifen, was immer man auch darunter verstand.

Mit dem Lauf der Waffe deutete die Scott auf den Höhleneingang.

»Willst du da runter?«
»Natürlich.«
»Dann geh!«
Vampiro-del-mar zögerte. »Und du?« erkundigte er sich lauernd.
»Was hast du vor?«
»Ich halte hier oben Wache.«
Der Supervampir schien dem Braten nicht so recht zu trauen, denn er schüttelte seinen widerlichen Schädel. »Ich weiß nicht, ob das stimmt«, flüsterte er.
»Traust du mir nicht?« fragte die ehemalige Terroristin spöttisch.
»Möglich.«
»Keine Angst, ich verschwinde schon nicht.«
»Du hast schließlich auch Lupina getötet, als ihr allein gewesen seid.«
Die Scott lachte rauh. Dabei öffnete sie den Mund und zeigte ihre beiden spitzen Vampirhauer. »Das war etwas anderes. Lupina wollte ihren eigenen Weg gehen. Aber du…«
»Hüte dich!« knurrte Vampiro-del-mar. »Hüte dich davor, mich reinlegen zu wollen. Ich werde dich sonst vernichten, indem ich dir den Kopf vom Körper reiße.«
Das war eine brutale Androhung. Vampiro-del-mar konnte ungeheim gewalttätig sein. Er nahm dabei auf niemanden und nichts Rücksicht. Wenn er Blut haben wollte, räumte er furchtbar und schrecklich auf.
Ein langer Blick traf die ehemalige Terroristin, bevor Vampiro-del-mar sich abwandte, in die Knie ging und versuchte, in den durch Buschwerk versteckten Höhleneingang zu klettern.
Er hatte seine Schwierigkeiten, denn er mußte die Zweige erst zur Seite schieben. Seine Hüften waren auch ein wenig breit, so daß er sich ein paarmal drehte, um überhaupt tiefer rutschen zu können.
Dann hatte ihn der Eingang verschluckt, und Lady X wandte sich ab.
Sie ging einige Schritte vor, umrundete dabei zwei Felsen und hatte eine freie Sicht, soweit man davon in der leicht bewölkten Nacht sprechen konnte.
Vor ihr lag die hügelige Landschaft der Schwäbischen Alb. Weite Täler, sanft ansteigende Berghänge, Waldstücke, dazwischen, malerisch verstreut, kleine Dörfer. Sie konnte sie jetzt nicht erkennen, sondern sah nur hin und wieder ein einsames Licht brennen, das wie ein verloren wirkender Stern funkelte.
Auch eine Straße führte durch die Landschaft. In zahlreichen Kurven wand sie sich weiter. Hin und wieder glitt lautlos ein Fahrzeug vorbei. Die hellen Scheinwerferaugen tauchten auf und waren sehr schnell wieder verschwunden.
Lady X wußte nicht, wie viele rote Vampire es gab. Sie hoffte, daß es keine schlafende Armee war, denn wenn Vampiro-del-mar zahlreiche Diener bekam, konnte sie ihre eigenen Pläne zurückstecken, und das

wollte sie nun gar nicht. Sie sah nicht ein, daß sie die zweite Geige spielte. Das hatte sie noch nie getan, und das würde sie auch in Zukunft nicht tun. Bei Lupina hatte sie dies sehr deutlich bewiesen. Allerdings konnte sie auch davon ausgehen, einen neuen Feind bekommen zu haben. Nämlich Orapul, Lupinas Sohn. Er hatte überlebt, und sicherlich würde er sich rächen wollen, denn Lady X trug schließlich die Schuld am Tod seiner Mutter.

Die Zeit verging.

Es war still. Aus dem Tal drangen keinerlei Geräusche in die Höhe, nur ein paar lange Dunststreifen stiegen lautlos an den Hängen hoch und verteilten sich auf den runden Kuppeln der Hügel.

Irgendwie hoffte die Blutsaugerin auch, daß die Entdeckung des roten Vampirs eine Zeitungsente war. Aber verlassen konnte sie sich darauf nicht, und wenn die Meldung an die richtigen Stellen geriet, dann war es möglich, daß sich auch ihre Feinde, das Team um John Sinclair, auf den Weg machten, um nachzuforschen.

Ab und zu schritt sie wieder auf den Höhleneingang zu, um nachzuschauen.

Von Vampiro-del-mar hörte sie und sah sie nichts. Die Unterwelt hatte ihn verschluckt.

Nervös war Lady X nicht. Menschliche Gefühle waren ihr fremd.

Sie spielte auch mit dem Gedanken, die Waffe umzuladen und ein mit Silberkugeln gefülltes Magazin hineinzustecken, dann ließ sie es bleiben. Die Zeit würde noch früh genug kommen. Außerdem wollte sie wirklich nichts provozieren und sich erst einmal zurückhalten.

Wieder einmal blieb sie vor dem Einstieg stehen und schaute in die Tiefe. Sehen konnte sie nichts. Die Dunkelheit verschluckte alles.

Wie ein Tunnel führte der Weg in die Tiefe, in ein Labyrinth, von dem sie nicht wußte, ob es überhaupt erforscht war. In diesem Teil Deutschlands gab es zahlreiche Höhlen, die immer wieder Überraschungen boten, wenn sie von Forschern betreten wurden. Die Höhlen bildeten ein gewaltiges Netzwerk unter der Erde. Es war weit verzweigt und so verschlungen, daß sich ein Mensch sehr leicht verirren konnte.

Eine Stätte aus der Urzeit der Erde, ein letzter Rest einer unzivilisierten Zeit, der erst allmählich erforscht wurde. Dabei war es durchaus möglich, daß sich noch Überreste gehalten hatten und auch die roten Vampire lebten.

Ihre Gedanken wurden unterbrochen, als sie ein Geräusch aus dem Höhlentunnel hörte. Sie trat bis dicht an den Rand, kniete sich hin und schaute in die Tiefe.

Lady X glaubte, ein triumphierendes Lachen zu hören, das im Innern des Berges rollte.

»Was ist los?« fragte sie. Auch ihre Stimme hallte dumpf und wurde

weitergetragen.
»Ich habe sie!«
»Die roten Vampire?«
»Ja.« Die Stimme des gewaltigen Blutsaugers klang jetzt deutlicher, ein Zeichen, daß sich Vampiro-del-mar dem Ausstieg näherte.
»Es sind viele, sehr viele…«
Pamela Barbara Scott verzog das Gesicht. Dies paßte ihr wiederum überhaupt nicht, und sie schloß vor lauter Wut ihre Hände zu Fäusten. Vampiro-del-mar sollte keine große Macht bekommen, die wollte sie haben, aber sie hütete sich, ihre Gedanken auszusprechen.
»Ich komme jetzt zurück!« vernahm sie wieder die dumpfe Stimme des Supervampirs.
»Mit deiner Beute?«
»Ja.«
Lady X zuckte zusammen. Die Zunge fuhr über die vollen Lippen.
Endlich war es soweit. Bald würde sie sehen, ob es Vampiro-del-mar tatsächlich gelungen war, einen seiner ehemaligen Diener zu finden, die seit unzähligen Jahren in der Tiefe des Höhlenlabyrinths lauerten oder einen todesähnlichen Schlaf schliefen.
Sehr deutlich vernahm sie die Geräusche, als der Blutsauger sich abmühte, aus dem engen Schacht zu klettern. Der Rückweg war beschwerlicher, denn er brachte schließlich seine Beute mit.
Schemenhaft erschien seine Gestalt, dann tauchte seine Hand auf, die sich am Rand des Einstiegs festklammerte.
Der große Blutsauger besaß eine unheimliche Kraft. Auch mit einer Hand schaffte er es, sich in die Höhe zu ziehen. Schon bald erschien sein verzerrtes Gesicht über dem Rand, ein letzter Ruck noch, und er konnte sich aus der Höhle schieben. Dann stand er neben Lady X.
Unter den rechten Arm hatte er sich seine Beute geklemmt. Es war ein roter Vampir.
Lady X starrte das Wesen an. Zwei Beine oder Arme, wie die Vampire mit menschlichem Körper, besaß es nicht, sondern es sah aus wie eine Fledermaus.
Ja, das war eine Fledermaus. Nicht schwarz wie die normalen, in die sich auch die alten Vampire verwandeln konnten, sondern von einem blutigen Rot.
Vampiro-del-mar bückte sich und legte seine Beute vorsichtig auf den Boden, wobei er behutsam die Flügel ausbreitete und Lady X von deren Spannweite überrascht war.
Das bemerkte auch der Supervampir. Er schaute auf. Seine Augen leuchteten kalt. »Es sind meine Diener«, flüsterte er. »Ich erinnere mich. Vor unzähligen Jahren kämpften sie an meiner Seite, als ich über eine Welt flog, in der es noch keine Menschen gab. Rote Vampire, einige haben überlebt.«

»Sind sie nicht tot?«
»Nein, sie schlafen nur. Ich kann sie erwecken. Und mit ihm mache ich den Anfang.«
»Wie denn?«
Da lachte der Supervampir. »Ganz einfach ist das, Lady X. Ich besorge ihm Blut.«
»Und wann?«
»Jetzt!«

***

Markus Küppers, 20 Jahre jung, war das, was man einen frustrierten jungen Mann nennt. Frustriert aus dem Grund, weil er auf dem flachen Land lebte, wie er immer zu sagen pflegte. Zwischen Stuttgart und Ulm war einfach nichts los. Da konnte man sich als Jugendlicher kaum austoben, und über die Generation, die sich an den Schönheiten der Schwäbischen Alb erfreute, konnte er nur den Kopf schütteln. Urlaub zu machen, wie diese Leute, wäre ihm hier nie in den Sinn gekommen. Nein, für ihn mußte es Spanien sein, wo der Bär los war.
Aber in dieser Landschaft kam er sich lebendig begraben vor. Es gab zwar einige Discotheken, doch die konnte man vergessen. Was sich da so herumtrieb, war junges Gemüse, das gern wollte und nicht konnte, weil es um 22.00 Uhr den Laden räumen mußte. So kam es, daß so manche Wochenenden draufgingen und Markus Küppers immer frustrierter nach Hause fuhr.
Von seinem Vater hatte er einen alten VW bekommen. Ein Geschenk zum Abitur. Er hing an dem alten pechschwarzen Käfer, der breitere Reifen besaß und einen knackigen Spoiler.
Es war kurz vor Mitternacht, als Markus Küppers eine Disco verließ. In den vergangenen Stunden war wieder nichts gelaufen. Wenn er an die müden Typen dachte, die in der Disco herumlungerten und den Liedern der neuen deutschen Welle lauschten, wobei die Gruppe »Trio« den Vogel abschoß, konnte er nur den Kopf schütteln.
Nein, das war nicht seine Art. Zudem befanden sich nur Pärchen in der Bude. Abstauben war nicht drin.
Sein Wagen stand auf dem Parkplatz, wo die Zweige der alten Ulmen ein natürliches Dach bildeten. Es war feucht geworden. Auf dem schwarzen Lack glänzte eine nasse Schicht.
Ein paar Schritte von dem VW entfernt stand ein alter Mercedes.
Seine Scheiben waren beschlagen, und manchmal bewegte sich die Karosserie, ein Zeichen, daß innerhalb des Wagens ein Pärchen sehr mit sich selbst beschäftigt war.
Das machte Markus noch wütender.
Heftig trat er gegen einen Stein, der rollte über die Landstraße und blieb im Graben liegen.

Er schloß seinen VW auf, klemmte sich hinter das Lenkrad und haute voller Wut die Tür zu. Es knallte so laut, daß das Pärchen nebenan sicherlich erschreckt zusammenzuckte, als es das Geräusch hörte.

Grinsend ließ Küppers den Motor an. Frei lag die Straße vor ihm.

Er beschleunigte, der VW-Motor heulte, und Küppers fuhr nach rechts, wobei er an der Frontseite der Disco vorbeirauschte.

Nur weg aus dieser Gegend.

Sekunden später schon hatten ihn die Dunkelheit und Einsamkeit der schwäbischen Landschaft aufgenommen. Küppers kannte sich aus. Er wußte genau, wo er beschleunigen konnte und wo nicht. Auf diesem Teilstück, das ziemlich gerade war, da konnte er den VW schon richtig laufenlassen. Zudem führte die Polizei hier kaum Kontrollen durch. Die nahm sich andere Ecken vor.

Vor der Polizei hatte er zwar keinen Horror, aber er war ein gebranntes Kind, das das Feuer scheute. Zweimal hatten sie ihn wegen zu hoher Geschwindigkeit erwischt, so daß er jedesmal eine Stange Geld losgeworden war, was für ihn, den arbeits- und studienplatzlosen Studenten, einer mittleren Katastrophe gleichkam.

Küppers beschleunigte. Die beiden Scheinwerfer waren gut eingestellt. Sie leuchteten die Straße hervorragend aus. Sosehr der junge Mann mit den braunen Haaren und der Metallbrille auch sonst die Zügel schleifen ließ, auf und an seinen Wagen ließ er nichts kommen. Da war er mehr als penibel.

Die Straße führte bergauf. Auf halber Höhe, das wußte Markus, mußte er einen der kleinen Urlaubsorte durchqueren, wo die Welt noch in Ordnung war.

Als das Ortsschild erschien, ging er mit der Geschwindigkeit herunter. Im Dorf selbst sah er nur ein paar Touristen, die weinselig durch die engen Gassen stolzierten.

Dann lag wieder die Straße vor ihm. Soweit er blicken konnte, wellten sich die Hügel wie düstere Schatten rechts und links der Fahrbahn.

Der Himmel war ebenfalls dunkel. Vereinzelte Wolken hoben sich als graue Schatten ab, und einmal sah er ein rotes Licht. Es stammte von einem einsam fliegenden Flugzeug, das langsam an Höhe verlor, um in Stuttgart zu landen.

Die Zeit verging. Markus hatte das Radio eingestellt. SWF 3 brachte gute Musik. Harten Rock nach Mitternacht, der allerdings bald von seichteren Schlagern abgelöst wurde, da die Sender innerhalb Deutschlands zusammengeschaltet waren.

Markus schnitt die Kurven. Die Strecke kannte er im Schlaf.

Gegenverkehr gab es so gut wie nicht. Wenn mal einer kam, dann sah er das helle Licht weit genug im voraus.

Einmal erschien ein Wagen. Der Fahrer hatte voll aufgeblendet,

schaltete aber das Fernlicht aus, als er merkte, daß ihm jemand entgegenkam.

Die Fahrzeuge huschten aneinander vorbei, danach fuhr Markus Küppers wieder allein durch die Nacht.

Er war jetzt ziemlich hoch. Tagsüber hatte man von dieser Stelle aus einen fantastischen Blick über die Alb, ein Gebiet, das von Höhlen durchzogen war und zahlreiche Forscherteams anzog. Einmal war Markus sogar mit unter die Erde gestiegen. Ein kleiner Job, der ein paar Mark nebenbei brachte. Die Arbeit war so anstrengend gewesen, daß er sie nicht ein zweitesmal machen wollte. Dann lieber auf dem Bau Steine schleppen.

Eine Kurve. Weit geschwungen und gut ausgebaut. An beiden Seiten war sie mit hellen Leitplanken versehen. Als diese sich noch nicht hier befanden, hatte es zwei tödliche Unfälle gegeben.

Küppers wußte, wie er die Kurve zu nehmen hatte. Es bereitete ihm keinerlei Schwierigkeiten, den VW im richtigen Winkel hineinzuziehen.

Und da sah er die Gestalt.

Eine Frau war es.

Sie stand rechts am Straßenrand und winkte. Markus Küppers hätte damit nie im Leben gerechnet. Er war so überrascht, daß er nicht rechtzeitig genug auf die Bremse trat und vorbeifuhr.

Dann aber stoppte er hart, und die Rücklichter leuchteten auf wie große Augen.

Sollte die Nacht doch noch so enden, wie er sich den Abend vorgestellt hatte? Markus grinste. Was er für einen Moment gesehen hatte, das ließ ihn hoffen. Die Perle war eine Wucht.

Er fuhr rückwärts, schaute dabei in den Spiegel und stellte fest, daß ihm die Frau entgegenkam.

Himmel, war das ein Geschenk. Wie die schon aussah. Schwarzes Leder, das sich eng um eine irre Figur spannte. Die Kleine hatte Kurven wie eine Rennstrecke, und Markus hätte bei ihr gern einmal Formel-1-Fahrer gespielt.

Vielleicht ließ sich das sogar machen…

Er stoppte und drückte von innen die Tür auf, die schwerfällig nach außen schwang.

Die Frau war stehengeblieben und beugte sich in den Wagen.

Dabei nahm Markus einen seltsamen Geruch wahr, den er jedoch nicht genau identifizieren konnte.

Etwas süßlich. Die Schwarze mußte ein sehr komisches Parfüm benutzen. So dachte er und wußte nicht, wie sehr er sich irrte.

»Willst du mit?« fragte er.

»Sicher.«

»Und wohin?«

»Wohin fährst du?«
»Mit dir bis ans Ende der Welt.« Den Satz hatte Markus mal gelesen. Jetzt brachte er ihn an.
»Ist wohl ein bißchen weit.«
»Für dich tue ich alles. Komm, steig ein! Ich kenne mich hier aus. Ehrlich…«
»Naja.« Die Scott zögerte noch etwas. Sie tat dies nicht, weil sie moralische Bedenken hatte, sondern weil sie Küppers noch ein wenig hinhalten wollte, damit Vampiro-del-mar eine Chance bekam, sich ungesehen zu nähern.
Er hatte an der anderen Seite der Straße gelauert. Geduckt, in einem feuchten Graben. Wenn er die Straße überquerte, konnte ihn der Fahrer unter Umständen sehen. Deshalb sollte Lady X dafür sorgen, daß er nicht in den Spiegel schaute.
»Aber ich müßte nach Stuttgart«, sagte die Scott.
»Fahre ich dich auch hin.«
»Und was muß ich dafür bezahlen?« Als sie diese Frage stellte, schaute sie dem jungen Mann tief in die Augen.
Küppers wurde sogar leicht rot. Er war sonst verflixt schlagfertig, doch hier verließ ihn diese Eigenschaft. Dafür krächzte er: »Darüber werden wir uns schon einig.« Schon jetzt hatte es ihn gepackt wie ein Fieber. Er sah nur die Frau, vielmehr ihren Körper, wobei es ihm nicht auffiel, daß sie sprach, ohne zu atmen.
Und er sah auch nicht die zweite Gestalt, die den Graben verlassen hatte und geduckt sowie lautlos über die Straße hetzte. Ohne von Markus Küppers bemerkt zu werden, nahm sie hinter dem VW Deckung.
Dort wartete sie ab…
Markus streckte seinen Arm aus. Er legte die Hand auf die Schulter der Frau, spürte das weiche Leder und darunter die Haut, die allerdings seltsam kühl oder kalt war. Markus maß dieser Feststellung keinerlei Bedeutung bei, er schob es auf die kühle Nacht und ahnte nicht, welch einem tödlichen Irrtum er verfallen war.
»Gut, ich komme«, sagte Lady X. Sie hatte längst bemerkt, daß Vampiro-del-mar einen guten Platz gefunden hatte. Eigentlich konnte jetzt nichts mehr schiefgehen.
Küppers nahm die Hand zurück, damit Lady X einsteigen konnte.
Auf diese Geste hatte die Vampirin gewartet. Blitzschnell schoß ihr rechter Arm vor, und ehe sich Markus versah, hatten sich die Finger der Frau in sein Haar gekrallt.
Sie hielten eisern fest, ein gewaltiger Ruck, Markus wurde auf den Beifahrersitz gezogen und bekam einen Hieb in den Nacken, der ihn nicht nur durchschüttelte, sondern ihn auch benommen machte.
Zwar signalisierte sein Gehirn noch Alarm, das allerdings nützte ihm

nichts mehr. Seine Gegner waren zu schnell.

Bevor Küppers sich versah oder sich wehren konnte, hatten die Hände ihn gepackt und zerrten ihn aus dem Wagen. Hart fiel er auf die Straße, wurde weitergezogen und landete schließlich neben der Fahrbahn im Graben.

»Laß ihn mir.« Vampiro-del-mar kam herbei. Seine mächtigen Pranken öffneten und schlossen sich in wilder Vorfreude, wenn er an das Blut dachte.

Lady X fuhr herum. »Ich will auch was von dem Blut!«

»Nein, es gehört meinem Diener!«

Da sprang die Scott auf. »Für ihn reichen einige Tropfen!« zischte sie. »Der Rest ist für uns!«

»Du wirst ihn nicht anrühren!« drohte der Supervampir.

Zwischen den beiden lag plötzlich ein unsichtbares Spannungsfeld und verdichtete sich immer mehr. Auch Markus Küppers hatte die Worte vernommen. Sie drangen nur gedämpft durch seinen schmerzenden Schädel. Aber ihm war klargeworden daß sich dort zwei stritten und er vielleicht einen Fluchtversuch wagen konnte.

Obwohl ihn die Schmerzen malträtierten, versuchte er es. Viel zu langsam kam er auf die Füße, merkte den Schwindel und taumelte dennoch voran. Er wollte auf die Straße und weiterrennen, denn ein guter Läufer war er immer gewesen.

Schon spürte er die harte Unterlage, und er warf sich voran. Die Angst verlieh ihm neue Kräfte. Als er einige Meter hinter sich hatte, hörte er erst die keifende Stimme der schwarzhaarigen Anhalterin.

»Verdammt, wir müssen hinterher!«

Dieser Satz brannte sich im Gehirn des jungen Mannes fest. Die Worte peitschten noch mehr Kräfte in ihm hoch, und er beschleunigte seine Schritte.

Jetzt verfluchte er die Einsamkeit der Gegend, wo nur alle Jubeljahre ein Wagen vorbeikam. Auf Hilfe konnte er nicht rechnen.

Die beiden Blutsauger verstanden sich blind. Vampiro-del-mar lief links, die Scott rechts. Sie wollten den Jungen in die Zange nehmen, er sollte ihnen auf keinen Fall entkommen.

Und Markus rannte.

Seine Beine schienen den Boden kaum zu berühren, er hatte den Schlag jetzt überwunden. Weit stand sein Mund offen, und er erreichte sogar die höchste Stelle der Straße, von der er einen herrlichen Blick in die Täler hatte, wo sich unten zwei helle Lichter bewegten, die Kurs auf ihn nahmen.

Da kam ein Wagen!

Das hatte er nie für möglich gehalten. In diesen Augenblicken meinte das Schicksal es noch einmal gut mit ihm. Er begann zu schreien, wobei er genau wußte, daß ihn der Fahrer des Autos nicht hören

konnte, denn er war noch zu weit entfernt und mußte einige Kurven fahren, um die Höhe zu erreichen.

Markus kam nicht weit. Die anderen waren zu schnell. Plötzlich tauchte vor ihm ein Monstrum auf, das aus einem Gruselfilm hätte stammen können. Vampiro-del-mar war es gelungen, den jungen Mann zu überholen. Er stellte sich auf die Straße und breitete seine Arme aus. Da kam Markus nicht vorbei.

Er versuchte es dennoch und schlug einen Haken. Fast hätte er es geschafft, aber er dachte nicht mehr an die Frau, die sehr schnell war, sich abstieß und Markus genau in dem Moment ansprang, als er den Haken lief.

Mit voller Wucht prallte Lady X in den Rücken des Jungen, der sich nicht auf den Beinen halten konnte und nach vorn geschleudert wurde, wobei er hart auf den Asphalt schlug, sich die Nase brach und Blut über seine Oberlippe rann.

Er hörte das höhnische Lachen der Anhalterin und spürte wieder den Treffer, der ihn durchschüttelte, als dieser seinen Rücken traf.

Er bäumte sich hoch. Allerdings schaffte er dies nur mit dem Kopf, denn seine Gegnerin hockte auf dem Unterteil des Körpers und preßte diesen hart auf den Asphalt.

Dann kam der andere. Ein gewaltiges Monstrum näherte sich dem jungen Mann. Zuerst sah Markus nur den riesigen Schatten, der auf den Boden geworfen wurde, weil das Licht zweier Scheinwerfer die Gestalt traf. Zudem hatte Markus den Kopf so weit hochgedrückt, daß er in das Gesicht der Gestalt schauen konnte und die beiden gefährlichen, spitz zulaufenden Zähne sah.

Ein Vampir, Himmel, das war ein Vampir! Aber Vampire werfen keinen Schatten. Soweit konnte Markus noch denken, das wußte er auch. Allerdings wußte er nicht, daß Vampire bei normalem Licht keinen Schatten warfen. Im Gelb der Scheinwerfer sah das anders aus. Der Wagen. Die Rettung?

Markus Küppers wollte schreien. Er hatte den Mund auch schon aufgerissen, als ihn ein gewaltiger Schlag am Kopf traf. Er wurde sofort bewußtlos und vernahm nicht mehr das Kreischen der Reifen auf dem Asphalt, als der Wagen scharf abgebremst wurde.

Der Fahrer hatte doch etwas gesehen und angehalten.

Sofort richtete sich Vampiro-del-mar auf. Er zog sich etwas zurück, weil er nicht unbedingt gesehen werden wollte, denn jetzt mußte er Lady X die Initiative überlassen.

Aus dem Opel stieg ein Mann, während das blasse Gesicht einer Frau von innen gegen die Scheibe gepreßt wurde.

»He, was ist denn hier los?« rief der Fahrer und deutete mit dem rechten Arm nach vorn.

Da schnellte Lady X aus dem Graben. Und diesmal hielt sie ihre MPi

in den Händen.

»Sie… Sie …« Dem Mann blieben die Worte im Hals stecken, denn plötzlich sah er es vor der Mündung fahlgelb aufblitzen.

Die schießt! dachte er noch, dann traf ihn die Garbe.

Mehrere Kugeln drangen in seinen Körper und schleuderten den Mann zurück, der nach hinten taumelte, gegen sein Fahrzeug stieß, die Hände auf die Einschußlöcher gepreßt hielt und schwerfällig zusammensackte.

Seine Begleiterin hatte den Tod miterleben müssen.

Plötzlich begann sie zu schreien. Sie bekam einen Schock, trampelte dabei und hatte den Mund so weit aufgerissen wie nur möglich. Da der Wagenschlag bis zum Anschlag offenstand, hallten die Schreie der Frau weit durch die Nacht und über die Straße.

Lady X ging noch einen Schritt näher. Sie zielte kurz und drückte ab. Die Schreie der Frau verstummten für immer.

Dann wandte sich die Blutsaugerin ab und sah, daß Vampiro-del-mar sein Opfer schon über die Schulter geworfen hatte. Er deutete mit der freien Hand auf die Frau im Wagen, doch Lady X schüttelte den Kopf. »Nein, wir müssen weg. Der andere ist wichtiger.«

Vampiro-del-mar gehorchte. Er hatte Mühe, in den VW einzusteigen, den Lady X startete, denn so etwas gehörte zu ihren leichtesten Übungen. Zurück ließ sie zwei Tote…

***

Zunächst hatte man die Morde Terroristen in die Schuhe geschoben.

Eine Großfahndung wurde eingeleitet, doch die brachte keinen Erfolg. Der oder die Täter blieben verschwunden.

Natürlich hatten auch die Zeitungsleute Wind von dem Überfall bekommen und brachten die schrecklichen Morde groß auf ihren ersten Seiten.

Längst war das Bundeskriminalamt eingeschaltet worden. Spezialisten wurden ausgeschickt, und beim BKA arbeitete auch ein Mann namens Mallmann. Er war Kommissar und seit einiger Zeit für Fälle abgestellt, die den Rahmen des Normalen sprengten.

Längst waren er und ein Teil seiner Vorgesetzten davon überzeugt, daß es Dinge gab, die man nicht so einfach erklären konnte. Zudem hatte Will Mallmann Beweise gebracht, daß ein anderes Reich, ein dämonisches, existierte.

Natürlich wußte auch Mallmann von dem Überfall. Er bekam die Protokolle auf den Schreibtisch, las sie sorgfältig durch und stieß sich immer wieder an einer Sache.

Es war mit einer MPi geschossen worden!

Nun benutzten Terroristen auch Maschinenpistolen. Allerdings waren diese Waffen bekannt, da sie in der Regel aus irgendwelchen

Raubzügen stammten. Bei dem Doppelmord sah es anders aus.

Sämtliche Experten hatten nicht feststellen können, aus welcher Waffe geschossen worden war. Das ließ Mallmann aufhorchen.

Er hatte es sich im Laufe der Zeit angewöhnt, weiträumiger zu denken, nicht mehr in engen Beamtenbahnen, wo man nur das glauben mußte, was einem vorgeschrieben wurde. Und so erinnerte der Kommissar sich, daß es auch eine andere Person gab, die ihre Maschinenpistole als einen Bräutigam bezeichnete und die Waffe auch radikal einsetzte, wenn es gegen irgendwelche Gegner ging oder es galt, bestimmte Pläne zu verwirklichen.

Er dachte an Lady X!

Will Mallmann war ein Mensch schneller Entschlüsse. Die technischen Daten der gefundenen Kugeln gab er per Telex an Scotland Yard weiter, wo einer der besten Computer der Welt stand, der fast alles gespeichert hatte, was auch nur im entferntesten mit ungesetzlichen Dingen zusammenhing.

Noch am gleichen Tag bekam er die Bestätigung. Die Waffe, aus der geschossen wurde, gehörte einer gewissen Pamela Barbara Scott, auch Lady X genannt.

Sie also befand sich in Deutschland.

Als Mallmann die Nachricht bekam, müßte er sich erst einmal setzen. Er wußte sofort, daß er allein nichts unternehmen konnte.

Wenn es gegen diese Geschöpfe ging, war ein Mann besonders prädestiniert.

John Sinclair!

Aber der Kommissar dachte nicht nur an den Geisterjäger. Ihm fiel auch ein Artikel ein, den er vor kurzem in einer Zeitung gelesen hatte. Der Bericht war reißerisch aufgemacht, und der Schreiber hatte da Wind von einer Sache bekommen, die mehr als seltsam war.

Ein Höhlenforscher hatte auf einem seiner Trips in die Unterwelt der Schwäbischen Alb einen seltsamen Fund gemacht. Eine riesige, versteinerte rote Fledermaus.

Ein Vampir, um es genauer zu sagen.

Will Mallmann hatte den Bericht mit Interesse gelesen und ihn auch abgeheftet. Jetzt kramte er ihn wieder hervor, las ihn genau durch und stellte fest, daß der rote Vampir ungefähr dort gefunden worden war, wo auch der verabscheuungswürdige Doppelmord passierte.

Da mußte es einen Zusammenhang geben!

Mallmann überlegte nicht mehr lange. Er griff zum Telefon und führte ein Auslandsgespräch.

Verbunden wurde er mit London.

***

Den VW hatte Lady X in das Unterholz eines abgelegenen Waldstücks

gefahren. Dort würde man den Wagen wohl kaum entdecken, und wenn, dann war sicherlich alles vorbei.

Sie, Vampiro-del-mar und das Opfer hatten sich dann zu Fuß auf den Weg gemacht. Der junge Mann war tot. Unter den Händen des Supervampirs war er gestorben, während Lady X den Wagen fuhr.

Allerdings hatte Vampiro-del-mar ihn nicht zum Vampir gemacht, da sein Blut noch gebraucht wurde.

Ein Versteck hatten die beiden in einer der zahlreichen offenen Höhlen gefunden, die es auf der Alb ebenfalls gab. Dort war alles vorbereitet. Das Blut des Opfers mußte umgefüllt werden, denn wie Vampiro-del-mar herausgefunden hatte, gab es noch zahlreiche alte Diener aus früheren Zeiten, die sich in den unterirdischen Höhlenlabyrinthen aufhielten. Um sie zu wecken, brauchten sie Blut, und sie mußten mit jedem Tropfen geizen.

Zuerst aber sollte die Fledermaus ins Leben gerufen werden, die Vampiro-del-mar aus der Höhle geholt hatte.

Ein wenig Blut zapften sie ab. Es schwamm in einem kleinen Glasgefäß und mußte als Nahrung völlig ausreichen, damit der rote Vampir aus seinem langen Schlaf erweckt wurde.

»Bist du soweit?« fragte die Blutsaugerin. Auch ihr Gesicht sah gespannt aus. Zudem wurde es vom blakenden Fackelschein erleuchtet, der an einigen Stellen mehr Schatten als Helligkeit schuf und der Haut ein gespenstisches Leben zu geben schien.

»Ja!« Die Stimme des unheimlichen Riesenvampirs war nur mehr ein grollendes Flüstern.

Er kniete sich hin und hielt das kleine Gefäß mit dem Blut in der rechten Hand.

Langsam trat Lady X näher. Ihre Tritte knirschten auf dem feinen Sand am Boden der Höhle. Auch sie machte das Experiment mit.

Bisher wußten sie nicht, ob es klappte. Sie konnten nur hoffen, daß alles glattlief.

Die Spannung wuchs weiter. Pamela Barbara Scott bewegte unruhig ihre schlanken, aber dennoch kräftigen Finger. Wie auch Vampiro-del-mar schaute sie auf die Fledermaus, die sie mit dem Rücken zuerst zu Boden gelegt hatten, wobei das Maul offenstand und die kleinen, nadelspitzen Zähne zu sehen waren, wie eben für einen Vampir typisch.

»Los, jetzt!« zischte die Scott.

Vampiro-del-mar entblößte seine schrecklichen Zähne. Er beugte sich noch weiter vor, kippte das kleine Gefäß, und die rote Flüssigkeit geriet in Bewegung. Über den spitzen Ausfluß rann sie. Erste Tropfen lösten sich und verschwanden im weit aufgerissenen Maul der Fledermaus mit den gewaltigen, ausgebreiteten Flügeln.

Zunächst geschah nichts. Die Hälfte des Lebenssaftes goß der

Supervampir in das Maul, und noch immer war keine Reaktion der Fledermaus zu bemerken.

Klappte es nicht?

Beide Blutsauger hatten die gleiche Befürchtung. Vampiro-del-mar richtete sich auf. Sein verwüstetes Gesicht verzog sich noch mehr, und er stieß ein unwilliges Grunzen aus.

Lady X schnaubte. »Das hat wohl nicht geklappt«, bemerkte sie, wobei Spott in ihrer Stimme mitschwang.

»Warte ab!« knurrte Vampiro-del-mar. Er blieb hocken und schaute weiter.

Da geschah es!

Beide waren überrascht, als plötzlich ein Zucken durch die Flügel des seltsamen und unheimlich anmutenden Tieres lief. Das Blut hatte gewirkt.

»Gieß nach!« forderte Lady X. »Verdammt, gieß noch Blut nach! Wir schaffen es!«

Der Supervampir stieß einen Laut aus, der entfernt einem Kichern glich. Er war jetzt auch nicht mehr so vorsichtig, sondern goß die restliche Hälfte des Blutes auf einmal in das Maul der Fledermaus, die alles verschluckte.

Und sie erwachte.

Es blieb nicht bei dem Zittern, das durch die Flügel gelaufen war, sie bewegte sie auch. Beide hob sie vom Boden ab, faltete sie zusammen, und über ihrem Körper trafen sie sich, wo sie ein Dach bildeten. Auch nahmen die Flügel einen anderen Farbton an. Der graue Schleier, der über dem roten Vampir gelegen hatte, verschwand, das Leben kehrte in die Gestalt zurück, die unendlich lange Zeit in einem tiefen magischen Schlaf gelegen hatte, von dem nicht einmal Vampiro-del-mar wußte, wie er eigentlich zustande gekommen war, denn auch ihn hatte dieser lange Schlaf wie ein Blitz aus heiterem Himmel überfallen.

Heute jedoch war alles vergessen. Er lebte, und der erste seiner Diener wurde ebenfalls zum Leben erweckt. Jetzt konnten die alten Zeiten wieder beginnen.

Auf einmal flatterte die rote Fledermaus so wild mit dem Flügelpaar, daß Lady X nicht mehr schnell genug ausweichen konnte und einen Schlag mitbekam.

Sie war überrascht, welch eine Kraft bereits in den Flügeln steckte, und sie ging hastig einen Schritt nach hinten, so daß der nächste Hieb sie verfehlte.

In die kleinen Augen der Fledermaus kam Leben, und plötzlich stieß sie hohe, schrille Töne aus.

»Sie lebt!« keuchte der Supervampir. »Verdammt, sie lebt. Mein erster Diener – endlich…«

Und die beiden schauten weiter zu, wie sich die rote Fledermaus entwickelte.

Ein wenig unwillig, wie es schien, kam sie vom Boden hoch. Der lange Schlaf zeigte seine Folgen. Sie war noch nicht fit und mußte sich erst an die neue Umgebung und vor allen Dingen an ihre Bewegungsfreiheit gewöhnen.

Der Flug wirkte ein wenig taumelig, mit dem Gleichgewicht hatte das Tier Mühe. Es konnte sich zwar halten, kippte allerdings einmal nach rechts und dann wieder nach links weg.

In der Luft blieb es allerdings, und das freute beide Erwecker.

Übergroß zeichneten sich die sehr breiten Flügel der Fledermaus als gewaltige, tanzende Schatten an den Wänden der Höhle ab, als die Fledermaus ihre ersten Flugversuche unternahm.

Von Sekunde zu Sekunde wurde es besser. Sie hatte jetzt die Lähmung vollständig abgeschüttelt, und mehr als einmal zog Lady X den Kopf ein, um von den Schwingen der Fledermaus nicht getroffen zu werden.

»Sie hat es geschafft, sie hat es geschafft!« Stereotyp wiederholte Vampiro-del-mar den einen Satz. Es schien noch immer so, als könnte er es nicht begreifen, aber ein winziger Schleier seiner Vergangenheit war nun gelüftet worden.

Es blieb bei den schrillen Schreien der Fledermaus, und als diese sich plötzlich auf den Körper des Toten setzte und versuchte, ihre Zähne in die blasse Haut des Halses zu hacken, da war eigentlich alles klar. Lady X und Vampiro-del-mar wußten Bescheid, daß die rote Fledermaus genau in ihr Schema paßte.

Auch sie wollte Blut.

Menschenblut…

»Mein Diener!« flüsterte Vampiro-del-mar, »sie ist mein Diener. Und in der Tiefe der Erde lauern Hunderte von ihnen. Es kann zu einer Invasion kommen.« Er lachte wild auf und rieb sich die gewaltigen Pranken, wobei er seine Zähne gebleckt hatte und Lady X die langen Hauer deutlich erkennen konnte.

Zwar war sie ebenfalls froh, daß sie Unterstützung bekamen, doch ihr gefiel nicht, wie Vampiro-del-mar nur von seinen Dienern sprach. Wenn tatsächlich Hunderte von gewaltigen roten Fledermäusen erweckt werden sollten, dann hatte er eine kleine Armee zur Verfügung, die auch Lady X gefährlich werden konnte.

Daran dachte sie, und deshalb stimmte sie in die Euphorie nicht so sehr mit ein.

Der rote Vampir erhob sich wieder. Er kreiste noch einmal durch die Höhle. Lady X und Vampiro-del-mar rechneten damit, daß er sich neben ihnen niederlassen würde, doch sie täuschten sich beide.

Die Fledermaus mit den gewaltigen Flügeln hatte bemerkt, daß es

auch noch einen Ausgang gab, der sie in die Freiheit führte.

Bevor es den beiden anderen gelang einzugreifen, war die Fledermaus schon verschwunden. Ein kräftiger Flügelschlag hatte sie aus der Höhle katapultiert.

Und die Nacht verschluckte den unheimlichen Todesboten…

***

Mir steckte der letzte Fall noch arg in den Knochen, denn was Suko und ich in Darkwater erlebt hatten, die erste Begegnung mit einem Dämon der Großen Alten, das konnte ich nicht so leicht abschütteln. [2] Wir hatten zwar überlebt, aber der Schlüssel zur Leichenstadt war und blieb erst einmal verschwunden. Vernichtet hatten wir das blaue Skelett, aber nur, weil der Eiserne Engel uns geholfen hatte und den Dämon Kalifato in Schach hielt. Wie er das geschafft hatte, war uns weiterhin ein Rätsel und würde es wohl auch noch lange bleiben.

Am schlimmsten jedoch hatte uns die Entvölkerung des Dorfes getroffen. Darkwater war jetzt ein Geisterdorf. Kalifato, der Todesbote, hatte alle Menschen, bis auf ein kleines Mädchen, zu sich geholt.

Durch einen geheimnisvollen magischen Strahl, den wir inzwischen zweimal erlebt hatten, waren die Bewohner im Rachen des Dämons verschwunden und befanden sich jetzt wahrscheinlich in der geheimnisvollen Leichenstadt, von der wir nicht wußten, wo sie lag.

Wir hatten hin- und herüberlegt und waren schließlich zu dem Entschluß gekommen, Darkwater und dessen unmittelbare Umgebung zum militärischen Sperrgebiet zu erklären. Und zwar so lange, bis sich irgend etwas tat, denn ich war fast sicher, daß dieser kleine Ort noch einmal eine Rolle spielen würde.

So lange konnten wir nicht warten. Wir mußten zurück nach London und konnten unsere Koffer gleich gepackt lassen, denn ein Anruf unseres Freundes Kommissar Mallmann scheuchte uns wieder hoch.

Es ging nach Deutschland, denn dort sollte mit fast hundertprozentiger Wahrscheinlichkeit Lady X aufgetaucht sein. Auch darum mußten wir uns kümmern, so daß die Sache mit der Leichenstadt erst einmal in den Hintergrund geschoben wurde.

Auch Bill Conolly hatte angerufen und sich beschwert, daß er so lange nichts mehr von mir gehört hatte. Ich rief zurück und beruhigte ihn.

»Wo geht’s denn jetzt hin?« wollte er wissen.

»Deutschland.«

»Und?«

»Die Mordliga.«

»Shit, ich kann nicht dabeisein!«

»Sei froh.«

»Welche Gegend denn?«

»Stuttgart.«

»Ho, da kenne ich mich aus. Ich habe da einen ehemaligen Kollegen sitzen. Eickburger heißt der Knabe. Vielleicht düse ich doch mal kurz rüber.«

»Mir egal.«

»Wenn nicht, bestelle Will, dem alten Torfkopf, einen schönen Gruß. Und sag ihm, daß er sich vor Wertigern in acht nehmen soll.«

»Werde ich machen.« Der Reporter hatte damit auf einen Fall angespielt, den wir in Hamburg erlebten. Dort jagten wir einen Wertiger, und Will Mallmann war dabei durch einen Schuß ins Bein verletzt worden. Er hatte einige Tage im Krankenhaus verbringen müssen. [3]

An all die Dinge dachte ich, als die Maschine auf dem Stuttgarter Flughafen ausrollte. Hier war ich schon einmal gewesen, als ich gegen die Hexe Lavinia kämpfte.[4] Will holte uns ab.

Er freute sich wie ein Schneekönig. Die Verletzung hatte er gut überstanden, denn beim Gehen humpelte er nicht mehr.

Ich fragte ihn trotzdem.

»Ach, das ist vorbei, John. Nur bei einem Wetterumschwung juckt die Narbe noch.«.

»Das ist wie bei meiner.« Dabei deutete ich auf die rechte Wange, wo sich ebenfalls eine Narbe befand, ein Andenken an Dr. Tod, als ich ihm in seinem ersten Leben gegenübergestanden hatte.

»Und wohin jetzt?« fragte Suko.

»Zu einem allseits bekannten Höhlenforscher. Professor Bouillon.«

Ich grinste. »Wie Suppe, nicht?«

»Daß der Witz kommt, wußte ich.«

»Dann hole ich schon mal die Maschine«, meinte Suko.

»Welche?« fragte Will.

»Mit der wir den Bart aufwickeln können. So alt ist der Witz schon.«

»Du mußt es ja wissen«, bemerkte ich.

Kontrollen brauchten wir nicht über uns ergehen zu lassen. Wir steuerten auf eine nur für besondere Personen ausgewiesene Parkplatzzone zu, wo Will nicht seinen Opel Manta, sondern einen Dienstwagen stehen hatte. Es war ein brauner Mercedes.

In ihn stiegen wir ein.

Der Kommissar klemmte sich hinter das Lenkrad. Bevor er starten konnte, erkundigte ich mich: »Wo wohnt eigentlich der Professor?«

»In der Nähe von Stuttgart. Etwas südöstlich davon. Da lebt er praktisch auf der Alb.«

»Nicht in einer Höhle?« meldete sich der Chinese vom Rücksitz her.

»Nein, im Zelt!« knurrte Will. Vom Flughafen zur Autobahn war es nur ein Katzensprung. Wir nahmen die in Richtung München und gerieten prompt in einen Stau.

»Das ist um Stuttgart so üblich«, erklärte uns der Kommissar, wobei er den Motor abstellte und es sich bequem machte. »Hätte mich gewundert, wenn es anders gewesen wäre.«

Ich schaute auf die Uhr. Es war vier Uhr nachmittags. Wahrscheinlich würden wir erst am Abend mit dem Professor reden können.

Der Himmel zeigte sich bedeckt. Trotzdem war es nicht kühl, eher schwül, weil der Wind aus südwestlicher Richtung blies.

Während wir im Stau steckten, hatte Will Mallmann Zeit, uns das mitzuteilen, was er wußte. Gespannt hörten Suko und ich zu. Dabei hatten wir beide die gleiche Vermutung.

»Ziemlich gewagt, die Spekulation!« Suko sprach es aus.

Will nickte. »Das gebe ich zu. Nur scheinen mir Lady X und dieser rote Vampir irgendwie zu passen.«

Der Meinung war ich auch.

38 Minuten standen wir, danach ging es im Schrittempo weiter.

Einspurig bewegten wir uns durch eine Baustelle, die mehrere Kilometer lang war, und atmeten auf, als wir wieder Gas geben konnten.

Daß vor uns die Schwäbische Alb lag, war zu merken, denn der Weg führte in die Höhe. Dabei erinnerten mich die beiden Fahrbahnen der Autostraße an breite Hosenträger, die sich über einem immensen Bauch spannten.

Nach etwa 20 Kilometern mußten wir ab. Wir befanden uns bereits ziemlich hoch und fuhren in das Gebiet hinein, das auch von ausländischen Touristen gern besucht wird.

Die Namen der Orte, die wir durchquerten, habe ich vergessen, aber sie alle lagen eingebettet in eine sehr schöne Landschaft, die auf mich ihren Reiz ebenfalls nicht verfehlte. Auch wirkten die Dörfer beruhigend. Da gab es keine Hektik und keinen Streß. Nicht einmal die oft sehr langsam fahrenden Trecker oder auf der Straße gehenden Spaziergänger störten. Professor Bouillon wohnte zwischen zwei Orten in einem einsam stehenden Haus. Wenigstens sahen wir keine weiteren Gebäude in der Nähe.

Das Haus besaß einen großen Vorgarten und eine wohl renovierte Fachwerkfassade. Ein Golf mit Stuttgarter Kennzeichen parkte neben einer weiß angestrichenen Bank, und als wir unseren Mercedes ausrollen ließen, begann ein Hund zu kläffen. Es blieb nicht nur beim Gebell, sondern wie ein Irrwisch hetzte ein Schäferhund um die Hausecke, so daß ich die Wagentür schnell wieder zuschlug, als das Tier ansprang.

»Das ist ja lebensgefährlich«, bemerkte Will Mallmann.

Lange brauchten wir nicht im Fahrzeug sitzen zu bleiben. Eine Frau mittleren Alters erschien, holte den Hund zu sich heran, nahm ihn an die Leine und brachte ihn hinter das Haus.

Wir verließen den Wagen.
Allein wollten wir nicht in das Haus gehen, sondern warteten ab, bis die Frau zurückkam. Sie hatte graues Haar, durch das sich ein paar blonde Strähnen zogen. Ihr Gesicht zeigte einen Faltenkranz, das Lächeln war herzlich, und als sie uns begrüßte, da verstand ich nichts, weil sie schwäbischen Dialekt sprach.
Will übernahm die Vorstellung.
Die Frau, sie war die Gattin des Professors, hörte, daß wir Engländer waren, und redete hochdeutsch weiter. »Da gibt sich ja heute der Besuch die Klinke in die Hand.«
»Sind noch welche da?« fragte Will und deutete auf den Golf.
»Ja, ein Reporterehepaar aus Stuttgart. Axel und Beate Eickburger.«
Fast hätte ich aufgelacht. So ein Zufall. Hatte Bill Conolly den Namen nicht erwähnt? Die Welt war doch klein.
»Und dabei ist mein Mann überhaupt nicht zu Hause«, erklärte die Frau uns. »Er hielt es einfach nicht aus. Plötzlich mußte er wieder zur Höhle.«
»Allein?« fragte Suko.
Die Frau nickte bekümmert. »Leider. Wo das doch alles so gefährlich ist, aber man kann Klaus nicht abraten. Er will mit dem Kopf durch die Wand.«
»Wann kommt er denn wieder?« erkundigte ich mich.
Frau Bouillon winkte ab. »Das kann dauern. Wenn er einmal unten ist, vergißt er alles. Aber kommen Sie ruhig herein, ich werde Ihnen sicherlich auch helfen können.«
Die herzliche, einfache und unkomplizierte Art der Frau war mir sehr sympathisch. Der Reihe nach betraten wir ein altes Bauernhaus.
Man sah sofort, welchem Beruf der hier Wohnende nachging. Die Zeugen einer alten Vergangenheit waren überall zu sehen.
Professor Bouillon sammelte Steine. Es waren prächtige Exemplare darunter, einige von ihnen seltsam gewachsen, wie Seesterne, und im Licht kleiner Punktleuchten glitzerten die Kristalleinschlüsse manchmal wie pures Gold.
Die Fundstücke waren überall in der großen Diele verteilt. Die besonders großen Exemplare standen auf dem Boden und erreichten die Höhe eines Menschen.
»Das ist eben der Beruf meines Mannes«, sagte uns Frau Bouillon und hob die Schultern. »Ich kann es nicht ändern. Er bringt immer wieder etwas mit.«
»Also mir gefällt es«, gab ich ehrlich zu.
»Danke.«
Über eine dreistufige Treppe erreichten wir einen der großzügigen Wohnräume. Der Fußboden bestand nicht mehr aus Stein wie der hinter dem Eingang, sondern aus beigefarben schimmerndem Parkett.

Die halbrunde Couch zwischen zwei Fenstern bot Platz für mehrere Personen, und wir sahen das Reporter-Ehepaar auf den Polstern sitzen.

Als der Mann aufstand, mußte ich sogar an ihm hochschauen. So lang war er. Aber auch ziemlich mager. Die Brille mit dem dunklen Gestell fiel bei ihm besonders auf.

Seine Frau blieb sitzen. Sie hatte blonde Haare, ein nettes Gesicht und blaue Augen. Wenn sie lächelte, erschienen Grübchen auf ihren Wangen. Sie trug ein blaugraues Kleid, das über dem Busen einen V-Ausschnitt zeigte.

Frau Bouillon stellte uns gegenseitig vor. Als der Reporter Axel Eickburger hörte, daß wir aus London kamen, und unsere Namen erfuhr, da stutzte er.

Ich wußte, was kam, und mußte mir ein Grinsen verbeißen.

»Also ich will ja nicht neugierig sein, aber wenn ich Ihre Namen höre und daß Sie aus London kommen, dann muß ich an einen Kollegen…«

»Namens Bill Conolly denken, nicht wahr?«

Axel Eickburger nickte heftig. »Ja, das stimmt.« Er lachte breit.

»Sie sind John Sinclair, und Ihr Freund ist Suko.«

»Stimmt.«

»Mann, das ist eine Wucht. Ich finde es toll, daß ich Sie mal persönlich kennenlerne, wirklich. Bill hat mir schon des öfteren von Ihnen erzählt, und wenn Sie auftauchen, dann ist bestimmt etwas im Busch, das ist sicher.«

»Noch wissen wir nichts.«

»Ich weiß nicht. Diese Sache mit dem roten Vampir hat sich doch herumgesprochen, und das sicherlich nicht ohne Grund, wir mir scheint«, erwiderte er.

»Wobei Sie mehr wissen als wir«, sagte ich sofort.

»Das möchte ich dahingestellt sein lassen.«

Will Mallmann mischte sich ein. »Haben Sie hier ein. Interview geführt, Herr Eickburger?«

»Ja; das sieht man doch.« Er deutete auf einen Notizblock und die Kamera. Beide Dinge hielt seine Frau in den Händen.

»Wir waren aber fertig«, sagte Frau Bouillon schnell, die genau wußte, worauf der Kommissar hinauswollte.

Axel Eickburger lächelte. »Das waren wir in der Tat. Komm, Beate, wir haben noch einiges zu tun.« Seine Frau und er erhoben sich von ihren Plätzen. Es war nicht unbedingt nötig, daß Reporter unserem Gespräch beiwohnten. Die Eickburgers verabschiedeten sich auch sehr schnell. Frau Bouillon brachte sie noch zur Tür.

»Ich habe nichts gegen Reporter«, sagte Will Mallmann, »aber alles zu seiner Zeit.«

Damit hatte er Suko und mir aus der Seele gesprochen. Schnell war die Hausherrin wieder zurück. Sie bot uns Getränke an. Wir nahmen

Mineralwasser.
»Mein Mann und ich kennen die beiden Eickburgers von früher. Sie haben sich als Presseleute uns gegenüber immer fair verhalten, und der Fund meines Mannes ist wirklich außergewöhnlich. Er hat Herrn Eickburger angerufen, so daß die rote Fledermaus fotografiert werden konnte.«
»Es gibt sie also tatsächlich noch?« stellte Will Mallmann fragend fest.
Erstaunt hob die Hausherrin den Blick. »Natürlich, Herr Kommissar, was dachten Sie denn?«
»Entschuldigen Sie, es war nur ein Nachhaken, da wir sehr an diesem Fund interessiert sind.«
»Allerdings kann ich mir nicht vorstellen, was dieser Fund mit Ihrem Beruf zu tun hat, Herr Kommissar.«
»Das versuchen wir noch herauszufinden.«
Die Frau nickte und lächelte uns noch einmal zu, bevor sie sich entfernte.
Es war inzwischen spät geworden. Längst hatten wir Abend, aber die Dunkelheit war noch nicht angebrochen. Selbst die Dämmerung ließ auf sich warten. Die Tage im Juni waren eben sehr lang, die längsten im Jahr überhaupt.
»Kann mir mal jemand helfen?« hörten wir die Stimme von Frau Bouillon. »Der Kasten ist ziemlich schwer.«
Suko saß am günstigsten. Er sprang auf, lief quer durch das Zimmer und verschwand dort, wo wir die Stimme der Frau gehört hatten. Beide kamen zurück, und beide trugen sie einen wirklich großen und quadratischen Kasten, der nicht sehr hoch war, an seiner Vorderseite jedoch eine Glasplatte besaß.
Der Tisch, um den wir saßen, war zu klein, um die Platte abzulegen. Aus diesem Grund setzten Suko und Frau Bouillon ihn auch vorsichtig zu Boden.
Will und ich waren aufgestanden. Wie auch die beiden anderen umstanden wir Sekunden später den Gegenstand, um den sich alles drehte.
Es war eine rote Fledermaus, deutlich hinter der Glasscheibe zu erkennen.
Ich muß ehrlich zugeben, daß ich ein wenig überrascht war, denn mit diesem Anblick hätte ich nicht gerechnet. Die Fledermaus war größer, als ich mir hätte träumen lassen, denn der Kasten ließ es nicht zu, daß sie zwei Flügel völlig ausbreitete. Der rechte lang zusammengeknickt, so daß er sich mit der Hälfte seiner ursprünglichen Größe zufriedengeben mußte.
Ein seltsames Tier.
Den Mund oder das Maul hatte es aufgerissen. Wir sahen die beiden

nadelspitzen Zähne, die diese Fledermaus in die Haut ihrer Opfer schlagen konnte, damit sie an das Blut herankam, um es zu trinken. Der Kopf war häßlich. Er bestand fast nur aus dem Maul, so daß die Augen kaum zu sehen waren.

»Mein Mann hat die Fledermaus auch gereinigt«, erklärte Frau Bouillon, »denn als er das Tier fand, war es völlig verstaubt, wie Sie sich denken können.«

»Und es ist beim Transport nicht zerstört worden?« hakte ich noch einmal nach.

»Nein.«

»Man kann es also anfassen«, murmelte Will Mallmann.

»Das erlaube ich nicht, Herr Kommissar«, sagte Frau Bouillon, die Will sehr wohl verstanden hatte. »Nicht in Abwesenheit meines Gatten. Das müssen Sie verstehen.«

»Natürlich, es war auch nur ein Gedankenimpuls. Mehr nicht, gnädige Frau.«

Ich dachte daran, daß die Fledermaus wohl uralt sein mochte, und fragte mich, ob sie so gut konserviert gewesen war, daß sie die Zeit über und auch jetzt noch erhalten blieb. Sie war nicht in einer sterilen Atmosphäre aufbewahrt worden. Viele Zeugen des Altertums zerfielen, wenn man sie aus ihrer ursprünglichen Umgebung wegholte. Das war bei dieser Fledermaus nicht der Fall, und es konnte gut sein, daß ihr Leben durch Schwarze Magie verlängert wurde.

»Hat Ihr Mann sich irgendwie über das Alter dieser Fledermaus ausgelassen?« erkundigte ich mich.

Frau Bouillon hob die Schultern. »Nicht wissenschaftlich genau. Dazu fehlte die Zeit.«

»Und ungefähr?«

»Seiner Schätzung nach vielleicht 100.000.«

»Jahre?« Es war mehr eine Feststellung, die Kommissar Mallmann von sich gab.

»Selbstverständlich.«

Wir schauten uns an. Das war schon etwas. Ich konnte nicht genau sagen, wann die Höhlen hier entstanden waren, aber da rechnete man auch mit Jahrmillionen und Jahrhunderttausenden. Demnach paßte die Fledermaus in die Rechnung.

Nur – hatte es diese Tiere da schon gegeben? Und dazu noch in roter Farbe? Irgendwie fühlte ich, daß es schwer, wenn nicht gar unmöglich sein würde, für dieses Phänomen eine naturwissenschaftliche Erklärung zu finden.

»War das eigentlich die einzige Fledermaus, die Ihr Mann gefunden hat?« wollte Will Mallmann wissen.

»Soviel mir bekannt ist, ja.«

»Weshalb ist er wieder zurückgegangen?«

»Sie kennen doch die Wissenschaftler.« Frau Bouillon sagte es mit einer gewissen Resignation. »Wenn die sich einmal etwas in den Kopf gesetzt haben, dann versuchen sie, es bis zum bitteren Ende durchzuziehen. Das ist hier genauso. Mein Mann ist von seinen Plänen einfach nicht abzubringen. Er will forschen und forschen.«

»Es könnten aber noch mehr dieser Fledermäuse in den Höhlen stecken?« Der Kommissar blieb bei seiner Fragestellung.

»Das sicherlich.«

Will warf uns einen fragenden Blick zu. Über seinen dunklen Augen hatte sich die hohe Stirn in Falten gelegt. Er war etwas schmaler geworden, der gute Kommissar. Die Wangenknochen zeichneten sich scharf unter der Haut ab, die Römernase stach aus dem Gesicht hervor wie ein kleiner Erker.

Den Blick des Kommissars verstand ich. Will wollte wahrscheinlich in die Höhlen einsteigen und sich dort einmal umschauen. Ich verfolgte ähnliche Pläne – aber ohne Führer?

Darüber sprach ich auch mit Will.

Die Frau des Professors hörte sehr genau zu. »Leider kann ich Ihnen nicht helfen«, sagte sie mit bedauernder Stimme. »Ich eigne mich nicht als Führer. Diese Höhlen habe ich nie betreten. Da müßten wir schon einen Assistenten des Professors holen. Aber der wohnt und arbeitet in Tübingen…«

»Nein, nein…« Ich schüttelte den Kopf. »So war das nicht gemeint. Ich hatte nur einen Gedankenkreislauf geschlossen. Allerdings hätte ich gern gewußt, wie weit es von hier bis zur Höhle ist.«

»Einige Kilometer nur. Vielleicht sieben oder acht. So genau weiß ich das auch nicht, Mr. Sinclair.«

»Ja, danke.« Ich wandte mich an Will. »Und wo ist dieses Verbrechen geschehen?«

»Auch nicht weit von hier.«

»Sprechen Sie von den schrecklichere Morden?« hakte Frau Bouillon nach.

»Ja, davon sprechen wir in der Tat.«

»Wissen Sie, Herr Kommissar, da ist ja noch etwas hinzugekommen, wie ich meine. Und zwar las ich in der Zeitung eine Vermißtenanzeige. Ein junger Mann ist verschwunden. Markus Küppers heißt er. Auch sein Wagen wurde nicht mehr aufgefunden.«

»Der junge Mann stammt von hier?« fragte ich.

»Aus dem Nachbardorf.« Die Frau räusperte sich. »Vielleicht hat dies etwas mit den beiden Morden zu tun, vielleicht…« Sie unterbrach sich mitten im Satz. Auch wir hörten nicht mehr zu, denn jeder von uns lauschte dem Geräusch nach, das sich schrecklich anhörte. Ein Jaulen und Heulen. In schaurigen Tönen jagte es durch den langsam anbrechenden Abend und trieb uns eine Gänsehaut auf den Rücken.

Wir schauten uns an.
»Wer kann das sein?« fragte Will.
»Der Hund«, erwiderte Suko. »Das ist der Hund, nicht wahr?« Er drehte den Kopf und schaute Frau Bouillon scharf und auch fragend an.
Die nickte heftig. »Ja, das ist der Hund. Aber was, um Himmels willen, ist geschehen?«
»Das werden wir gleich haben«, bekam sie von mir zur Antwort, und ich lief den Weg zurück, den wir zuvor gekommen waren…

***

Nicht vor, sondern hinter dem Haus war das Heulen aufgeklungen.
Ich mußte den Bau umrunden. Hinter mir hörte ich die Schritte der anderen. Suko hatte mich fast eingeholt, während Kommissar Mallmann bei der Frau des Professors blieb und leise mit ihr sprach.
Die Rückseite des Hauses war schnell erreicht. Inzwischen hatte sich tatsächlich die Dämmerung über die hügeligen Rücken der Alb vorgeschoben und bedeckte alles mit einem grauen Schleier. Nicht mehr lange, dann würden wir Zwielicht haben, wo man sowieso kaum etwas erkennen konnte.
Noch sahen wir etwas.
Zuerst den Hund.
Er lag auf dem Boden, kratzte mit den Pfoten und stieß keuchende Laute aus, während ich es an seinem Hals naß und dunkel im hellbraunen Fell schimmern sah.
Blut…
Dieser Hund war angegriffen worden. Nur – von wem? Suko, der neben mir stand, hatte den gleichen Gedanken wie ich. Wir schauten in den großen Garten hinein, in dem alles so prächtig wuchs. Von den Erdbeeren, bis zu den Kartoffeln und Stangenbohnen. Das war noch ein Garten, wie man ihn von früher her kannte. Rasen existierte zwar auch, aber nur eine kleine Fläche.
An seinem Ende, wo Obstbüsche dichter standen, konnten wir nichts mehr sehen. Auch unter den großen Kirschbäumen ballten sich die Schatten. Die Zweige hingen voll mit Kirschen und bogen sich unter dem Gewicht dem Rasen entgegen.
Eigentlich ein friedliches Bild, das so dem Abend entgegenschlummerte. Aber ich wollte mich nicht täuschen lassen. Irgend etwas stimmte da nicht, war anders. Der Hund hatte nicht umsonst diese Verletzung, die mußte ihm jemand zugefügt haben, der vor einem Schäferhund keine Angst hat.
Aber wer kam dafür in Frage?
Das Knurren des Hundes machte mich aufmerksam. Es hörte sich wütend und aggressiv an, und ich vernahm Will Mallmanns Stimme,

wie der Kommissar sagte: »Nein, bitte nicht, Frau Bouillon. Der Hund ist gefährlich. Sie werden…«

»Ahhhh…« Es war ein kreischender Laut, den die Frau ausstieß, die zurücksprang, allerdings nicht schnell genug war, denn sie wurde von ihrem eigenen Schäferhund angegriffen.

Das Tier befand sich schon im Sprung, aber ebenso rasch reagierte Suko. Will Mallmann zog seine Waffe. Er wollte im Notfall schießen, doch der Chinese war schneller.

Mit einem gewaltigen Satz überbrückte er die Entfernung und bekam den Schäferhund tatsächlich noch im Sprung zu fassen. Er klammerte seine Arme um den Körper und riß den Hund zurück, wobei der Chinese zusammen mit dem Tier auf den Rücken fiel.

Auch ich hatte es nicht auf meinem Platz ausgehalten, sprang auf die Kämpfenden zu und stellte fest, daß mein Freund und Kollege den Kopf des Hundes nach hinten gebogen hatte.

Weit hatte das Tier seine Schnauze aufgerissen, so daß ich sein Gebiß sehen konnte.

Nein, dieses Tier hatte kein normales Gebiß. Da waren zwei Zähne, viel länger, als bei einem Vampir oder einem Werhund.

Diese Erkenntnis lähmte meine Aktivitäten, damit mußte ich erst einmal fertig werden, und ich vernahm Sukos Stimme, die das Hecheln und Knurren des Tieres übertönte.

»Los, John, du mußt ihn erledigen!«

Das hatte ich auch vor, aber ich kam nicht mehr dazu, denn die Frau des Professors stieß plötzlich einen gellenden Schrei aus, der uns zusammenzucken ließ.

»Da, da! Am Kirschbaum!«

Wir wirbelten herum.

Die Frau hatte nicht gelogen. Was sich da unter den tiefhängenden Zweigen des Baums löste, war ein gewaltiger Schatten, der lautlos auf uns zusegelte, immer größer wurde, weil er die Flügel ausgebreitet hatte und wir mit Entsetzen feststellten, daß es die rote Fledermaus auch als lebendes Exemplar gab.

Und sie griff an!

***

Kaum waren sie außer Sichtweite des Hauses, als Axel Eickburger auf die Bremse trat und den Golf zum Stehen brachte.

»Was ist los?« fragte Beate, seine Frau.

»Da stimmt etwas nicht.«

»Wo?«

»Bei den Bouillons.«

»Du meinst die Sache mit der Fledermaus?«

»Genau, meine Liebe. Denk mal darüber nach. Wie ist es möglich?

Und wieso kommen drei Polizisten in das Haus, wenn doch alles so harmlos ist?«

»Ja, das stimmt.«

»Folglich hat es mit der roten Fledermaus etwas auf sich, das möglichst geheim bleiben soll.«

Beate nickte und griff zu den Zigaretten auf der Ablage. Während sie sich ein Stäbchen anzündete, meinte sie: »Du hast ja über Bill Conolly von diesem Sinclair gehört. Hat er nicht einen besonderen Job und tritt nur dann in Erscheinung, wenn es sich um komische Fälle dreht?«

Axel lachte. »Komische Fälle ist gut. Aber irgendwie hast du den Nagel auf den Kopf getroffen.«

»Und jetzt?«

Der Mann hob die Schultern und trommelte mit beiden Zeigefingern auf den Lenkradring. »Ich weiß es auch nicht genau. Ich weiß nur, daß wir nicht nach Stuttgart zurückfahren sollten, denn dann würde uns sicherlich eine Story entgehen.«

»Wohin willst du sonst?«

Axel drehte seiner Frau das Gesicht zu. »Hör zu, Beate, die Polizei ist nicht aus lauter Spaß an der Freud' zum Haus des Professors gefahren. Das ist eine Tatsache, von der keine Maus den Faden abbeißt. Sie verfolgen ein bestimmtes Ziel. Und sie werden sich auch nicht sehr lange dort aufhalten, denn da können sie nichts reißen. Sie brauchen aber Erfolge. Also werden sie sich auf den Weg machen und versuchen, den Professor selbst zu treffen.«

»Du meinst, sie fahren zu den Höhlen?«

»Genau. So, wie ich es dir gesagt habe. Die werden wir dort finden. Aber wir müssen vor ihnen da sein. Wenn die Höhle ein Geheimnis verbirgt, müssen wir das vor der Polizei herausbekommen. Zudem sind wir früher abgefahren, können also auch vor ihnen da sein.«

»Weißt du denn, wo sich die Höhle befindet?«

Da grinste Axel Eickburger. »Und wie ich das weiß. Schließlich bin ich Reporter und nicht einmal ein schlechter«, lobte er sich selbst.

»Ich habe genau recherchiert. Wir werden uns die Sache mal aus der Nähe betrachten.«

»Wenn du meinst…«

»Sicher meine ich«, erwiderte der Mann, drehte den Zündschlüssel, stellte den Motor wieder an und fuhr los. Sie rollten nicht in Richtung Stuttgart, sondern in die entgegengesetzte Richtung, weiter hinein in die Alb.

Irgendwann verließen sie auch die Bundesstraße, fuhren auf schmaleren Wegen weiter, passierten kleine Ortschaften und sahen über sich einen weiten Himmel, der allmählich dunkler wurde, weil es auf den Abend zuging.

»Schaffen wir das noch im Hellen?« fragte Beate.

»Klar.« Axel gab Gas und schnitt die nächsten beiden Kurven, da kein Gegenverkehr in Sicht war.

Eine Weile sprachen sie nicht, bis Beate Eickburger plötzlich meinte: »Du, ich habe ein so komisches Gefühl, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Wie das?«

Sie lachte etwas unecht. »Genau kann ich es dir auch nicht sagen, aber es ist nun mal so. Ehrlich.«

»Bis jetzt lief doch alles normal.«

»Ja, bis jetzt.«

»Ach, komm. Wir werden die Sache schon schaukeln. Wir sind, schließlich berühmt dafür, daß wir heiße Sachen anpacken, und bis heute ist alles gutgegangen.«

»Ja, bis heute…«

»Jetzt werde aber bitte nicht komisch. Ich habe immer gedacht, daß man sich auf dich verlassen kann. Scheint mir aber doch nicht so zu sein.«

»Vergiß es.«

Sie fuhren durch ein Hochtal. Rechts und links wellten sich die Hügel. Einige waren bewaldet, die anderen nur mit saftigem Gras bewachsen. Ein Skilift war zu sehen.

Sie fuhren noch zehn Minuten, bis sie das Gebiet der großen Höhlen erreicht hatten.

Die Gegend hatte auch ein anderes Gesicht bekommen. Manchmal ging es ziemlich steil in die Tiefe. Eine Schlucht tat sich vor ihnen auf. Sie überquerten sie auf einer schmalen Brücke, wo der Gegenverkehr warten mußte.

Nach der Brücke sagte Axel: »Jetzt ist es nicht mehr weit.«

Er behielt recht. Fünf Minuten später etwa ließen sie den Wagen auf halber Höhe eines Bergrückens stehen und stiegen aus. Den Rest des Weges mußten sie zu Fuß zurücklegen.

Es gab einen schmalen, fast zugewucherten Pfad, der in die Höhe führte. Es war mühsam, ihn zu klettern, und Beate fragte mit keuchender Stimme: »Sind wir hier auch tatsächlich richtig?«

»Natürlich.«

»Ich habe den Wagen des Professors nicht gesehen. Und zu Fuß ist der bestimmt nicht gegangen.«

»Es gibt auch noch an der anderen Seite einen Aufstieg«, erklärte Axel Eickburger.

»Wenn du das sagst.«

Schon wenig später verließen sie den Wald, blieben jedoch auf dem Pfad, der jetzt felsig geworden war. Sie befanden sich ziemlich hoch, hatten trotz der gewaltigen Felsen einen guten Blick und sahen auch einen hellgrünen Range Rover, der irgendwie verloren wirkte, als er so einsam auf der Höhe stand.

»Das ist der Wagen des Professors!« rief Axel.
»Du bist doch der Beste!« lachte seine Frau, blieb stehen und holte erst einmal Luft.
Das Reporterehepaar gönnte sich eine Pause. Axel meinte, während sein Blick über die Berge schweifte: »Du solltest nicht soviel rauchen, Mädchen, dann hättest du auch eine bessere Kondition.«
»Ja, ja, das sagst du.«
»Alles klar?«
Beate nickte.
Sie gingen weiter, und schon bald standen sie neben dem Range Rover. Axel legte seine Hand auf die eckige Kühlerschnauze. »So, jetzt müssen wir nur noch schauen, wo wir unseren Freund, den Professor, finden. Dann ist alles klar.«
»Unter der Erde.«
»Klar, aber wohin geht es da?«
Sie suchten beide, und es war Beate Eickburger, die den Eingang zur Höhle fand. »Axel, komm!« rief sie, »ich habe ihn entdeckt. Mein Gott, sieht der unheimlich aus.«
Rasch war der Reporter bei seiner Frau, die auf einen düsteren Einstieg wies, der zur Nordseite durch dichtes Buschwerk gedeckt war.
»Ja, das ist er«, sagte Axel.
»Und da sollen wir runter?«
»Klar, warum nicht?«
»Du bist gut, Mann. Schau doch mal, wie wir aussehen. Wir sind überhaupt nicht dafür angezogen. Nein, ich gehe da nicht mit rein. Allein die Schuhe. Da kann ich mir ja den Hals brechen. Und bei dir sieht es auch nicht viel anders aus.« Beate Eickburger schüttelte demonstrativ den Kopf, und sie hatte recht.
Zwar trug der Reporter Turnschuhe und Jeans, aber für einen Höhlenausflug war das wirklich nicht die richtige Kleidung. Bei Beate sah es noch schlimmer aus. Ihre Sommerschuhe waren vorn und hinten offen, das leichte blaugraue Kleid modisch und weit geschnitten, so daß es für eine Kletterpartie nun wirklich nicht geeignet war.
Beide sahen das ein, doch den Reporter hatte das Jagdfieber gepackt. Eine Taschenlampe lag im Wagen. Als er sich in den Golf hineinbeugte und die Lampe in der Hand hielt, rief seine Frau: »Du willst also doch hinunter.«
Axel rammte den Wagenschlag zu. »Ja und nein. Ich werde nur ein kurzes Stück in die Höhle gehen, bleibe praktisch vom Eingang her in Sichtweite und rufe den Professor, das ist alles. Da brauche ich auch keine großartige Ausrüstung. Es ist nicht mehr als ein Spaziergang, glaub mir das.«
»Ich weiß nicht so recht…« Axel ging auf seine Frau zu, tätschelte ihr

die Wange und sagte: »Sei kein Frosch, Mädchen. Wir sind Reporter und keine Beamte, das mußt du dir merken.«

»Ja, ja, schon gut.«

»Du wartest hier, oder willst du auch…?«

»Auf keinen Fall. Ich bleibe hier am Einstieg.«

Axel nickte noch einmal, grinste optimistisch, hakte die Lampe an seinem Gürtel fest, schaltete sie ein, ging in die Knie und ließ sich in das Loch hineingleiten, das ihm wie ein Schlund entgegengähnte.

Kaum war er verschwunden, da spürte er die Kühle. Er streckte seine Beine aus, fand auf einem kleinen Vorsprung Halt, löste die Lampe und ließ den Strahl wandern.

Ihm bot sich wirklich ein sagenhaftes Bild. Und er konnte viel erkennen, denn jemand hatte in unregelmäßigen Abständen Bergwerksleuchten aufgestellt, die zwar die gewaltige Höhle nicht vollständig erleuchteten, aber so viel Licht gaben, daß sich der Reporter orientieren konnte.

Er hatte das Gefühl, in einem unterirdischen Dom zu sein. Vor ihm ging es schräg in die Tiefe. Er konnte sogar einen schmalen Pfad ausmachen. Je mehr man ihn nach unten schritt, um so höher wurde die gewaltige Steindecke der Höhle, die naß glänzte und von der zahlreiche Wassertropfen nach unten fielen, die in große Pfützen platschten.

Schon jetzt rief der Reporter nach Professor Bouillon, und seine Stimme hallte durch die Höhle, bevor sie von den Felswänden als mehrmaliges Echo zurückgeworfen wurde.

»Professor Bouillon, Professor Bouillon…«

Die Echos kamen zurück, aber der Mann meldete sich nicht.

Dafür hörte Axel die Stimme seiner Frau. Beate kniete am Einsteig, schaute in die Tiefe und rief: »Hast du ihn gefunden?«

»Nein.« Axel drehte den Kopf. Über sich sah er den Umriß seiner Gattin. »Aber er ist hier. Überall stehen Lampen. Du, das ist gewaltig, einfach irre, sage ich dir. Ich komme mir vor wie in einer unterirdischen Kirche, gar nicht so schmal, wie man sonst immer hört. Einfach fantastisch.«

»Komm zurück!«

»Nein, noch nicht. Hier ist sogar ein Weg, der nach unten führt. Ich gehe ihn mal ein Stück…«

»Bitte nicht!«

»Ach, was soll denn passieren? Hier unten gibt es überall Licht, ich kann gut sehen.«

»Trotzdem, es ist gefährlich.«

Axel hörte nicht auf seine Frau. Er reckte seinen Kopf vor, denn er hatte am Grund der Höhle etwas schimmern sehen. Jetzt konnte er es besser erkennen und rief zurück: »Beate, da ist sogar ein See. Unten,

unwahrscheinlich, sage ich dir.«

»Komm trotzdem zurück.«

»Nein!« Mehr sagte Axel nicht, denn er ging bereits weiter.

Auf dem schmalen Pfad schienen die Turnschuhe tatsächlich zu reichen. Die Sohlen waren griffig, und der Reporter fand durch sie einen guten Halt. Hin und wieder lösten sich zwar einige Steine unter seinen Füßen, doch sie waren sehr klein und bildeten keine Gefahr. Den linken Arm hatte Axel Eickburger ausgestreckt. Damit stützte er sich an der Wand ab, während es rechts von ihm steil in die Tiefe ging. Wenn er da hinunterfiel, war er verloren.

Der Reporter passierte die erste Lampe. Sie stand an einer kleinen Nische, leuchtete sie aus, und Axel sah die seltsamen Gebilde, die im Lauf der unzähligen Jahre die Natur hinterlassen hatte. Wie lange Arme wuchsen manche Stalaktiten vor. Ihre Spitzen schimmerten feucht, und von irgendwoher tropfte es immer. Das Wasser fiel auch auf den Weg, es machte ihn rutschig. Axel Eickburger wurde noch vorsichtiger. Jetzt halfen ihm auch kaum die Sohlen der Turnschuhe. Zudem wurde es um ihn herum dunkler, denn er hatte die erste Lampe längst passiert.

Währenddessen wartete seine Frau Beate voller Bangen am Einstieg. Sie hatte Angst. Nicht allein wegen der Höhle und der ihr unbekannten Tiefe, auch die Einsamkeit um sie herum flößte ihr das Gefühl ein. Sie fühlte sich zu allein. Hin und wieder schaute sie sich um. Kein Mensch hielt sich in der Nähe auf.

Axel war verrückt. Er hätte nicht gehen sollen, aber wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann blieb er auch dabei und war durch nichts von seinem Plan abzubringen.

Ihre Zigaretten lagen im Wagen. Sie brauchte jetzt ein Stäbchen, um sich zu beruhigen. Beate stand auf und spürte den Wind, der von vorn wehte, wobei er ihr Kleid gegen den Körper preßte. Abgeschlossen hatte Axel nicht, auch der Zündschlüssel steckte noch.

Beate beugte sich in den Wagen, öffnete das Handschuhfach und holte die Zigaretten hervor. Noch neben dem Golf stehend, wollte sie sich die Zigarette anzünden. Einmal blies der Wind die Flamme des kleinen Wegwerf-Feuerzeugs aus. Einen zweiten Versuch konnte Beate Eickburger nicht starten, denn plötzlich vernahm sie den gellenden Schrei.

Innerhalb der Höhle mußte er sich schaurig anhören. Beate erreichte der Schrei nur als dumpfes Echo.

Aber sie wußte Bescheid.

Nur Axel, ihr Mann, konnte ihn ausgestoßen haben. Beate wurde totenblaß. Zigaretten und Feuerzeug fielen ihr aus den Händen.

Beides ließ sie liegen und rannte auf den Einstieg zu, fiel dort auf die Knie und schrie den Namen ihres Mannes.

Nur das Echo ihrer eigenen Stimme hörte sie. Ansonsten schwieg die Höhle wie ein Grab…

***

Das Jagdfieber hatte den Reporter gepackt. Axel Eickburger dachte nicht an seine eigene Sicherheit, er wollte das Geheimnis der Höhle erkunden und zumindest dabei den schmalen Pfad weitergehen, bis er den Grund erreichte, wo er auch den kleinen See entdeckt hatte.

Die Taschenlampe hielt er in der rechten Hand. Es war gut so, daß er sie mitgenommen hatte, denn zwischen den aufgestellten Bergwerksleuchten ballte sich die Dunkelheit. Der helle Tunnel riß sie regelrecht auf.

Vorsichtig setzte er seine Schritte. Der Boden unter ihm wurde immer glatter, denn manchmal flossen die kleinen, hellen Wasserrinnsale auch von den Wänden. Einen Ausrutscher durfte er sich auf keinen Fall erlauben, denn dann gab er für sein Leben keinen Pfifferling mehr. In die Tiefe zu stürzen, bedeutete den Tod.

Er atmete mit offenem Mund. Hin und wieder stieß er mit der Schuhspitze auch gegen hochwachsende Buckel, regelrechte Stolperfallen, die den schmalen Pfad bedeckten.

Hatte er bisher ziemlich gerade in die Tiefe geführt, so änderte sich dies. Der schmale Weg wurde kurviger. Er glich der Form einer langen Riesenschlange, und weiterhin glänzte auf seiner Oberfläche die Nässe.

Manchmal fielen die Tropfen auch in den Nacken des Reporters, wobei sie am Hemdkragen vorbei und seinen Rücken hinabrannen.

Je tiefer er kam, um so kühler wurde es. Auch schien die Luft anders zu werden. Irgendwie schwerer, denn sie legte sich beklemmend auf seine Lungen, so daß es Axel schwerfiel durchzuatmen.

Für einen Moment blieb er stehen, wischte sich Nässe und Schweiß von der Stirn und dachte daran, daß es in diesen Höhlen auch Gase geben konnte, die einem Menschen die Atemluft raubten, so daß er jämmerlich erstickte.

Bekam er deshalb vielleicht so schlecht Luft?

Er wußte es nicht und bewegte sich nun noch vorsichtiger in die Tiefe.

Abermals passierte er eine Lampe. Es war schon die fünfte. Sie stand in einem schmalen Felsspalt, der tiefer in den Berg hineinführte und nur so breit war wie die Hälfte eines menschlichen Körpers. Er stellte den Eingang zu den zahlreichen Nebengängen und Spalten dar, die es ebenfalls innerhalb dieses gewaltigen Höhlendoms gab, der sich an irgendeiner Stelle sicherlich in zahlreiche Labyrinthe aufteilte und so verzweigte, daß man sich rettungslos verirren konnte.

Plötzlich war der Pfad zu Ende. Axel Eickburger bekam einen nicht

gelinden Schrecken, als er das feststellte. Zum Glück hatte er die Lampe schräg gehalten, so daß vor ihm der Weg genau ausgeleuchtet wurde. Allerdings ging es hinter dem Weg nicht bis zum Grund hinunter, sondern vielleicht in der Höhe von zwei Yards, denn danach führte der Pfad weiter, und Axel sah auch die nächste Lampe. Ihr Schein kam ihm wie eine rötlichgelbe Haube der Hoffnung vor.

Da mußte er noch hin!

Allerdings hatte er von dem Professor noch immer keine Spur entdeckt. Er wollte auch nicht mehr rufen, erst dann, wenn er am Grund der Höhle stand.

Sollte er springen?

Axel zögerte noch. Es war doch ein Wagnis, und wie kam er wieder hoch, wenn er sich jetzt abstieß?

Die Entscheidung wurde ihm aus der Hand genommen. Er hätte auf seinem zurückgelegten Weg vielleicht länger in die einzelnen Felsspalten hineinleuchten sollen, denn aus einer, die in seinem Rücken lag, löste sich eine Gestalt.

Vampiro-del-mar!

Unheimlich war er anzusehen, als er hinter dem ahnungslosen Reporter herschlich. Trotz seiner gewaltigen Körpergröße und seines damit verbundenen Gewichts schaffte er es, sich völlig lautlos zu bewegen, so daß Axel Eickburger nicht merkte, welches Unheil sich seinem Rücken näherte. Er blieb ahnungslos.

Axel konzentrierte sich voll und ganz auf seinen vor ihm liegenden Sprung, und er überlegte noch immer, ob er es wagen sollte. Ein Entdeckertrieb war schön und gut, aber er barg auch ein zu großes Risiko in sich, so daß der Reporter plötzlich den Kopf schüttelte. Er hatte sich entschlossen, es nicht zu tun.

Zu spät.

Vampiro-del-mar stand bereits hinter ihm. Und nur noch ein Schritt trennte die Horror-Gestalt von dem ahnungslosen Reporter, der sich in diesem Augenblick umdrehte, als der Vampir seinen rechten Arm vorstreckte.

Es wurde für Axel Eickburger eine grausame, schrecklich lange Sekunde. Er sah Vampiro-del-mar, begriff nicht, was das genau bedeutete, wußte jedoch, daß er in höchster Lebensgefahr schwebte.

In allerhöchster sogar.

Vampiro-del-mar schlug zu. Seine gespreizte Hand traf die Brust des Reporters. Der Stoß war wuchtig geführt worden. Axel Eickburger wollte sich nach vorn werfen und somit den Treffer die Wirkung nehmen, doch er rutschte auf dem glitschigen Boden einfach weg, bekam das Übergewicht und fiel.

Seine Füße befanden sich noch auf dem Pfad, als sich aus seiner Kehle bereits ein markerschütternder Schrei löste, der schaurig durch

die gewaltige Höhle hallte.
Dann erfolgte der Aufschlag.
So hart und wuchtig, daß Axel Eickburger der Schrei von den Lippen gerissen wurde. Statt dessen spürte er den wilden, rasenden Schmerz, der seinen Rücken hochschoß, wobei sich dieser Körperteil anfühlte, als hätte man ihn mit heißer Lava übergossen.
Die Aufprallwucht des Falls trieb den Reporter nach rechts, und zwar dorthin, wo sich die Kante befand.
Axel fand keinen Halt mehr. Er rollte über die Kante und stürzte in die Tiefe.
Dabei hatte er Glück. Von oben hatte es so ausgesehen, als würde es steil dem Grund entgegengehen, aber so schlimm war es nicht.
Nur ein sehr schräger Hang bildete den Trennraum zwischen dem Grund der Höhle und dem höher führenden schmalen Weg.
Der Körper des Reporters überschlug sich. Obwohl ihm die Schmerzen fast den Verstand raubten, wurde Axel nicht bewußtlos.
Er bekam seinen langen Fall mit, der ihn in die Tiefe führte. Dabei riß er Steine und Geröll mit sich. Die Arme und Beine schwangen hin und her. Er schlug mit dem Gesicht gegen den Fels, blutete aus zahlreichen Schürfwunden und wurde immer weiter gewirbelt, bis er den Grund erreichte und, unter zahlreichen Steinen begraben, liegenblieb.
Vampiro-del-mar war oben auf dem schmalen Pfad stehengeblieben. Er bewegte nur den Kopf nach vorn und schaute in die Tiefe. Sein häßliches Gesicht verzog sich zu einem Grinsen, als er den Mann dicht am Abhang liegen sah.
Er wollte schon hinunter, als er hinter sich ein schwaches Geräusch vernahm. Menschliche Ohren hätten es vielleicht nicht wahrgenommen, aber der Supervampir hörte es trotzdem. Da war jemand…
Ein Opfer!
Vampiro-del-mar machte es wie beim erstenmal. Er zog sich schnell zurück und trat in sein Versteck.
Tief unter ihm bewegten sich die Steine, die über dem Reporter lagen. Axel Eickburger war sich seiner Situation noch gar nicht recht bewußt geworden. Er lag auf dem Grund der Höhle, begraben unter schweren Steinen, schmerzgepeinigt sein Körper und aus einigen Wunden im Gesicht blutend.
Wie durch ein Wunder war er nicht bewußtlos geworden, und wie durch ein Wunder hatte auch die Lampe gehalten. Sie brannte nach wie vor und schickte ihren hellen Strahl durch eine Lücke zwischen den Steinen. Das Licht erreichte allerdings nicht die Decke der Höhle. Es verlor sich irgendwo unterwegs.
Trotz der heftigen Schmerzen wollte sich Axel Eickburger aufrichten.

Den Kopf konnte er ein wenig anheben, beim Rücken jedoch versagte seine Kraft.

Er schaffte es nicht mehr. Der Schmerz breitete sich explosionsartig aus und wühlte weiter in seinem Körper, er trieb wahre Wellen in ihm hoch, und Axel begann zu schreien.

Es waren jedoch keine lauten Schreie, nur mehr wimmernde Töne, die über seine Lippen drangen.

Sie wurden trotzdem gehört.

Von der gewaltigen kuppelartigen Höhlendecke lösten sich plötzlich riesige Schatten.

Die roten Vampire!

Fast zeitlupenhaft bewegten sie ihre Flügel, dann schneller, und die Geschwindigkeit nahm zu.

Und plötzlich waren sie da. Für den Bruchteil einer Sekunde traf der nach oben gerichtete Scheinwerferstrahl das häßliche Gesicht eines Blutsaugers, und die langen Zähne blitzten für einen Moment auf, dann waren die beiden Bestien über dem hilflosen Reporter.

Axel Eickburger nahm einen süßlichen Geruch wahr. Düstere Schatten waren plötzlich über ihm, so daß er nichts mehr erkennen konnte. Er spürte Flügelschläge auf seinem Körper und dann das Vortasten zum Hals hin, wo spitze Zähne ihren Weg fanden, um in die Haut zu hacken.

Zweimal merkte Axel Eickburger den scharfen Schmerz, hörte schrille Laute und glaubte sogar, das Sprudeln seines eigenes Blutes aus den Wunden zu vernehmen. Dann kamen die langen Schatten des Todes, die ihn einhüllten und nicht mehr hergaben.

Axel Eickburger war das Opfer der roten Vampire geworden…

***

Die Gefahr war riesengroß!

So ein gewaltiges Vampir-Ungeheuer hatte ich selten gesehen. Vor allen Dingen beeindruckte mich die Spannweite der Flügel, und ich ahnte, daß in ihnen eine immense Kraft steckte.

Sie war schnell, die Blutbestie. Ich vernahm ihre schrillen Schreie und sah auch, daß sich der Angriff auf meine Person konzentrierte.

Dabei dachte ich an die Frau des Professors, die wir aus der Gefahrenzone bringen mußten. Suko hatte genug mit dem veränderten Hund zu tun. Blieb noch der Kommissar.

»Will!« schrie ich. »Kümmere du dich um…« Weiter kam ich nicht, denn die Fledermaus hatte mich erreicht. Wahrscheinlich hatte der Kommissar meine Worte auch so verstanden.

In der Tat reagierte Will Mallmann goldrichtig. Bevor irgend etwas geschehen konnte, hatte er sich vorgeworfen. Mit beiden Händen griff er zu, bekam die Frau zu fassen, die schreckensstarr auf der Stelle

stand und nur ihren Hund ansah, der sich in Sukos eisenhartem Griff befand.

Will Mallmann riß die Frau des Professors zur Seite. Er schleuderte sie hart herum, und bevor sie zu Boden fallen konnte, hielt er sie am Arm fest.

»Weg, ins Haus!« schrie er.

Frau Bouillon hörte nicht. Sie hatte die Gefahr noch nicht richtig begriffen, in der sie steckte, und Will Mallmann mußte ein wenig Gewalt anwenden, um sie von der Stelle zu schieben.

Sein Ziel war das Haus. Dort sollte sich Frau Bouillon so lange verbergen, bis alles vorbei war.

Noch hatte keine Partei gewonnen.

Mir war es zum Glück gelungen, dem ersten Angriff durch einen raschen Sprung nach rechts zu entgehen. Der Flügel streifte mich nur an der Schulter, während ich nicht stehenblieb, sondern fortlief, um die Fledermaus ebenfalls wegzulocken.

Den kleinen Zaun sah ich im letzten Augenblick und übersprang ihn gedankenschnell. Dann stand ich auf einem schmalen Gartenweg, drehte mich, zog meine Waffe und sah mich bereits der zweiten Attacke gegenüber.

In Wellenlinien glitt sie heran. Sie flog ziemlich dicht über dem Boden, etwa in Brusthöhe. Die Flügel bewegte sie nur träge. Ich sah zwischen ihnen den kleinen Kopf mit dem weit aufgerissenen Maul und den schimmernden Zähnen.

In Combat-Stellung blieb ich stehen, zielte sehr genau, denn die Zeit hatte ich, und stützte meinen rechten Waffenarm am Gelenk sogar noch mit der linken Hand ab.

Dann schoß ich.

Zweimal drückte ich ab. Beide Kugeln setzte ich in das Zentrum zwischen den Flügeln, wobei ich sehr stark hoffte, daß eine von ihnen zumindest treffen würde.

Sie trafen sogar beide.

Der Kopf der Fledermaus wurde buchstäblich auseinandergerissen. Er platzte nach allen Seiten weg. Ich vernahm noch einen letzten kieksenden Schrei, die beiden Flügel flatterten sehr hektisch und wild, trugen das zerstörte Tier noch ein Stück weiter über den Zaun hinweg, bevor die Flugbewegungen von einem Augenblick zum anderen stoppten und sich die Überreste der Fledermaus auf ein Kartoffelbeet senkten, wo sie liegenblieben.

Ich war beruhigt, aber vor mir hörte ich ein wildes Hecheln, Keuchen und Knurren.

Suko kämpfte noch immer. Ich lief den Weg hastig zurück und sah auch meinen Partner.

Er und der Hund hatten sich ineinander verkrallt. Sie wälzten sich

am Boden umher, wobei sie Staubwolken aufwirbelten, die mir einen Teil der Sicht nahmen.

Trotzdem erkannte ich, daß der Hund sein Maul weit aufgerissen hatte, um die gefährlichen Zähne in Sukos Kehle zu schlagen.

Dagegen hatte der Chinese einiges. Es war ihm gelungen, eine Hand in den Hals des Tieres zu krallen, und Sukos Kräfte waren nicht ohne. Er schaffte es, das Tier zurückzudrücken, dessen drohendes Knurren überging in ein wildes Hecheln.

Suko war stärker. Es gelang ihm, den Hund so zu Boden zu drücken, daß seine offene Schnauze in den Staub stieß, doch das Tier gab einfach nicht auf.

Mit einem heftigen Ruck und einer gleitenden Bewegung gelang es ihm, durch Sukos Arm zu schlüpfen.

Es war frei – und griff an.

Der Schäferhund federte hoch, wuchtete sich auf seinen Gegner zu, und Suko mußte sehr schnell sein, wenn er sich retten wollte.

Er schlug mit beiden Händen gleichzeitig zu. Die gekrümmten Kanten kamen von links und rechts. Sie trafen den Hals des Tieres, das durchgeschüttelt wurde, zu Boden fiel und dort um sich schlug.

Suko kniete noch. Aus dieser Stellung heraus hämmerte er ein weiteres Mal zu.

Unerbittlich war er.

Er traf den Hund abermals hart und schmetterte ihn zurück, so daß er aufjaulte. Aber auf diese Art und Weise konnte Suko das Tier nicht töten. Dieser Hund war von einem Vampir gebissen worden.

Man konnte ihn nicht mehr als ein normales Tier bezeichnen, er war ein Werhund, und man mußte die entsprechenden Mittel einsetzen, um ihn zur Strecke zu bringen.

»John, den Dolch!« rief Suko, als er sah, daß ich meine Beretta auf das Tier richtete.

Die Idee war noch besser. Ich zog die Waffe, hätte die Klinge auch selbst schleudern können, aber ich wollte meinem Freund den Triumph überlassen.

Im Flug fing der Chinese den Dolch geschickt auf, drehte sich ein wenig, und auch die Waffe geriet dabei in Bewegung, so daß Suko die Spitze zwischen die Finger nehmen konnte.

Wie ein Pfeil schoß der Werhund heran. Er war nur auf seinen Gegner fixiert und sah plötzlich zwischen Suko und sich etwas Silbernes auf seinen Kopf zurasen.

Ausweichen konnte er nicht mehr. Suko hätte die Waffe zu hart geschleudert. Schräg fuhr sie von oben nach unten und traf nicht das Gesicht, sondern die breite Brust des heranstürmenden Werhundes. Auch ich vernahm den dumpfen Aufschlag, und die Klinge verschwand fast bis zum Heft in Fell und Körper.

Diesmal kam der Werhund nicht mehr auf die Beine. Seine Läufe knickten ein. Er konnte sich nicht mehr halten, schleifte über den Boden und hatte sogar so viel Tempo und Schwung, daß er sich noch überschlug und erst dicht vor Sukos Schuhspitzen liegenblieb, wo er sich nicht mehr rührte.

Der Chinese bückte sich. Er zog den Dolch aus dem Körper, reinigte ihn und gab ihn mir zurück.

»Danke, John.«

Ich hob nur die Hand, schaute mir dann das Tier an, wobei mich vor allen Dingen seine Schnauze interessierte. Das Gebiß war wieder völlig normal. Durch seinen Tod hatte der Hund auch die dämonische Existenz aufgegeben.

»Und die Fledermaus?« fragte Suko.

Ich grinste schief. »Da müssen wir in den Garten. Sie liegt auf dem Kartoffelbeet.«

Suko mußte sich das Lachen verbeißen, »öfter mal was Neues«, gab er schließlich zu.

Sie lag wirklich noch dort. Aber sie sah nicht mehr so aus wie früher. Meine beiden Kugeln hatten dafür gesorgt. Nicht nur der Kopf war zerstört worden, auch den übrigen Teil des Körpers konnte man durchaus vergessen.

Sie war zerfallen. Auf dem Beet lag nur noch dunkelgraue Asche.

Selbst die rote Farbe gab es nicht mehr. Graue Asche, das war von der ungewöhnlichen, blutgierigen Fledermaus zurückgeblieben.

Suko verzog die Mundwinkel. »War ein verdammt kurzes Leben, das sie hatte.«

»Ein Glück.«

»Aber wir haben erkannt, daß diese roten Vampire existieren – und nicht nur als Tote, wie der Professor die Fledermaus gefunden hat.«

»Das ist schon das zweite Exemplar«, nahm ich den Faden auf.

»Wir können meiner Ansicht nach davon ausgehen, daß es nicht das letzte bleibt, sondern wir müssen damit rechnen, es mit weiteren Bestien zu tun zu bekommen.« Dabei warf ich unwillkürlich einen Blick zum mittlerweile grau gewordenen Himmel hoch.

Dort sah ich zwar einige dunkle Vögel, aber keine Fledermäuse, die mit ihrer Flügelspannweite die Größe eines Menschen erreichten. Konnte es sich bei dieser einen Fledermaus vielleicht um eine Vorhut handeln?

Den Gedanken hatte auch Suko. Wir unterhielten uns darüber, als wir zum Haus gingen.

»Dann verbergen sich die anderen unter Umständen noch in der Höhle«, meinte mein Freund. »Ob lebendig oder nicht, das weiß keiner.«

»Du vergißt den Professor«, bemerkte ich. »Er ist in die Höhle

hineingeklettert.«

Suko blieb stehen und reinigte seine Kleidung. »Das heißt, er befindet sich in Gefahr.«

»Wenn es nicht schon zu spät ist«, erwiderte ich ziemlich pessimistisch. »Die Folge davon wäre, daß wir so schnell wie möglich hinmüssen.«

»Ohne Ausrüstung?« fragte der Chinese.

»Was willst du machen?« Ich wußte auch nicht, wo wir so auf die schnelle eine vollständige Höhlenausrüstung hernehmen sollten. Da mußte wir eben improvisieren. »Aber vorher schauen wir uns die Fledermaus des Professors mal an«, sagte ich.

Damit war Suko einverstanden. Er hatte sogar noch einen Vorschlag. »Wie wäre es, wenn wir ihr ein paar Tropfen Blut geben? Vielleicht erweckt sie das wieder zum Leben. Und wenn es soweit ist, schießen wir sie ab.«

»Du Sadist.«

»Hast du eine bessere Idee?«

»Ja, wir verbrennen das Ding.«

»Wie du meinst.«

Es war mir wirklich lieber, die Fledermaus zu verbrennen, als mich auf irgendwelche Experimente einzulassen.

Wir fanden Will Mallmann und Frau Bouillon in dem Raum, wo auch wir gesessen hatten. Die Gattin des Professors war in Tränen aufgelöst und hatte ihr Gesicht in beiden Händen vergraben, wobei ich zwischen ihren Fingern den weißen Stoff eines Taschentuchs sah.

Will Mallmann saß neben der Frau. Er trug ein unglückliches Gesicht zur Schau, denn er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte.

Ich konnte ihm das nachfühlen, mir erging es bei weinenden Frauen ähnlich.

Der Kasten mit der Fledermaus stand auf dem Boden. Suko und ich bückten uns gemeinsam und hoben ihn hoch. Wir trugen ihn auch hinaus. Niemand protestierte. Frau Bouillon sah es wahrscheinlich nicht.

Vor dem Haus zertraten wir kurzerhand die Scheibe. Ich schnippte mein Feuerzeug an, stellte die Flamme höher und führte sie waagerecht über das seltsame Tier.

Es fing sofort Feuer. Wie altes Papier brannte es. Die trockene Haut zog sich zusammen und wurde in Sekundenschnelle rötlicher.

Suko und ich waren zufrieden. Der Chinese holte ein paarmal tief Luft, bevor er zurück ins Haus ging. Ich beobachtete noch einige Zeit den Himmel, sah jedoch nichts Verdächtiges.

Als ich in das Zimmer kam, saß Martha Bouillon, so hieß sie mit Vornamen, am Tisch und trank Mineralwasser. Sie hatte sich wieder etwas beruhigt und versuchte ein Lächeln, was ihr jedoch schwerfiel.

»Ist sie tot?« fragte sie.
»Ja«, erwiderte ich, während ich mich setzte. »Die beiden Fledermäuse existieren nicht mehr.«
Sie nickte und meinte: »Es ist bestimmt besser so. Dieses Monstrum brachte nur Unglück.«
»Trotzdem müssen wir auf der Hut sein«, gab ich zurück. »Denn man muß davon ausgehen, daß es nicht die einzigen Tiere waren, die sich herumtreiben, wenn ich das mal ein wenig salopp sagen darf.«
»Wieso?« Martha Bouillon schaute mich aus nassen, großen Augen direkt an.
»Hat Ihr Mann immer nur von dieser einen Fledermaus gesprochen, die er auch mit nach Hause brachte?« wollte ich wissen.
»Ja.«
»Und nicht davon, daß unter Umständen noch mehr von diesen Tieren sich in den Höhlen aufhalten?«
»Das hoffte er.«
»Aber er hatte keinen Beweis?« fragte Will Mallmann.
»Nein, Herr Kommissar, noch nicht. Aber den wollte er sich heute holen.« Kaum hatte sie das letzte Wort gesprochen, als sie sich gegen die Lippen schlug. »Meine Güte, Klaus, er ist zur Höhle rausgefahren. Allein, er…«
Sie sprang plötzlich hoch, schaute uns an und schrie: »Sie müssen etwas tun. Sie müssen…«
»Natürlich tun wir etwas«, erwiderte ich so ruhig wie möglich.
»Wir haben auch schon einen Plan, da können Sie ganz beruhigt sein. Wir werden so rasch wie möglich zur Höhle fahren und nachschauen. Sie müßten uns nur den genauen Weg erklären.«
»Den kenne ich auch nicht.« Die Antwort kam zu spontan, um eine Lüge zu sein, und unser Hoffnungsfunke wurde wieder ein ziemlich Stück kleiner.
»Sind Sie denn nie mitgefahren?« fragte Suko.
»Nein, nein… Ich … Ich habe Angst vor diesen Höhlen gehabt. Da bekomme ich Herzrasen. Ich hätte dann das Gefühl, in so einer Höhle gefangen zu sein. Das ist schlimm, wissen Sie.«
Das konnte ich mir gut vorstellen. Trotzdem hätte ich es gern gehabt, wenn uns die Frau den Weg hätte sagen können. So mußten wir vielleicht stundenlang suchen, wobei uns die Zeit wie Sand durch die Finger rann.
Dann gab es noch einmal Hoffnung, denn Martha Bouillon sprang plötzlich auf. »Ich kann Ihnen helfen«, sagte sie. »Eben ist es mir eingefallen. Soviel ich weiß, muß es da einen alten Plan geben, den mein Mann gezeichnet hat. Dort ist der Weg zur Höhle genau aufgeführt. Ich müßte ihn nur suchen.«
»Dann bitte schnell«, hielt ich die Frau an.

Die Gattin des Professors rannte aus dem Zimmer, und wir lehnten uns schweratmend zurück.

Will Mallmann massierte seinen Nasenrücken und sprach das aus, was auch wir dachten. »Es sieht nicht gut aus. Diesmal scheint es, als wären wir die Verlierer.«

Da konnten wir nur nicken. Allerdings fiel mir das Reporter-Ehepaar ein. Vielleicht kannte einer der beiden den Weg zur Höhle. Ich fragte Will Mallmann nach dem Namen, da ich im Augenblick nicht selbst darauf kam.

»Eickburger.«

»Genau.«

»Was willst du denn von denen?«

Ich erklärte es. Will und Suko fanden meinen Plan gut. Der Kommissar saß dem Telefonbuch am nächsten. Zum Glück lag hier eins von Stuttgart.

Gemeinsam schauten wir nach. Es gab einige Eickburgers. Bei einem stand der Beruf dahinter.

Es war der Reporter.

Der Kommissar hielt bereits den Hörer in der Hand, während er die Zahlenkombination tippte. Leider wurden wir enttäuscht. Es läutete zwar durch, aber es hob niemand ab.

»Die sind vielleicht in der Redaktion«, meinte Suko.

Ich drehte den Kopf. »Und bei welcher Zeitung arbeiten die Eickburgers?«

Darauf wußte keiner von uns eine Antwort. Zum Glück kam Martha Bouillon. Sie hielt ein Blatt Papier in der Hand, mit dem sie wedelte. Ihre Wangen waren gerötet. Aufregung hatte sie ergriffen.

»Zum Glück kenne ich mich bei meinem Mann im Zimmer aus. Hier ist der Plan.« Sie legte ihn auf den Tisch.

Gemeinsam beugten wir uns über das Papier. Suko und ich hielten uns allerdings zurück. Die Suche überließen wir Will Mallmann und der Gattin des Professors.

Will murmelte ein paar Ortsnamen wie Ettlingen, Ludwigsburg, schüttelte ein paarmal den Kopf und hob die Schultern. »Damit komme ich auch nicht zurecht.«

»Vielleicht wäre es besser, wenn wir eine Autokarte hätten«, schlug Suko vor.

Die Idee war ausgezeichnet. Martha Bouillon ging sofort los und kam mit einer Karte zurück. Wir verglichen die Ausschnitte und fanden uns zurecht.

Mit einem roten Stift malte Kommissar Mallmann die Strecke ein, die wir zu fahren hatten.

»Kommen wir mit dem Wagen bis an die Höhle?« wollte ich wissen.

Frau Bouillon bezog die Frage auf sich. »Das schafft nur unser Range

Rover.«
»Wenn nicht, müssen wir eben ein Stück laufen«, sagte Suko.
»Macht auch nichts.«
Er wollte schon aufbrechen, ich allerdings hatte noch eine Bitte, die die Ausrüstung betraf.
Leider konnte uns die Gattin des Professors nicht helfen. Es gab nur eine Ausrüstung, und die hatte der Wissenschaftler mitgenommen. »Aber Helme haben wir noch.«
»Gut, dann nehmen wir die«, sagte Will.
»Lampen auch?«
»Sicher.«
Wir bekamen beides. Martha Bouillon wollte natürlich mit.
Dagegen sprachen wir. Sie ließ sich nicht leicht überzeugen und sah schließlich ein, daß es besser war, wenn sie sich nicht in unnötige Gefahr begab.
Als wir in den Mercedes stiegen und abfuhren, da weinte sie. Die Frau hatte Angst. Eine sehr verständliche Reaktion. Auch uns war nicht wohl in unserer Haut…

***

Der Schrei verhallte allmählich.
Beate Eickburger hockte vor dem Einstieg wie festgefroren. Sie konnte noch immer nicht fassen, daß es ihr Mann gewesen war, der so geschrien hatte. Einer Täuschung war sie nicht unterlegen. Sie hatte den letzten Ruf deutlich genug identifizieren können.
Was tun?
Sie wußte es nicht. Sicherlich war Axel abgestürzt, lag jetzt irgendwo und wartete auf Hilfe. Aber die Hilfe war weit weg. Wenn sie losfuhr, um welche zu holen, konnte Axel sicherlich schon verblutet sein.
Es dauerte seine Zeit, bis Beate Eickburger wieder einen klaren Gedanken fassen konnte. Dann allerdings schnellte sie hoch, lief zum Wagen, öffnete die Beifahrertür und holte das Erste-Hilfe-Kissen hervor. Sie wollte es mitnehmen, wenn sie selbst in die Höhle kletterte, denn sie hatte sich entschlossen, ihren Mann nicht allein zu lassen. Wenn er tatsächlich Hilfe brauchte, dann würde sie sich ewig Vorwürfe machen, es nicht getan zu haben.
Deshalb überwand sie auch ihre Angst und stieg in die unheimliche, gefährliche Höhle.
Beate Eickburger war relativ klein. Ihre Füße fanden nicht sofort festen Grund. Zudem hatte sie sich das Erste-Hilfe-Kissen unter den linken Arm geklemmt und konnte sich nicht so bewegen, wie sie gern wollte.
Dann wagte sie es und ließ sich fallen.
Etwa eine Handbreit unter ihr befand sich der kleine Vorsprung.

Sie hatte schnell Kontakt, blieb stehen und mußte nachgreifen, sonst wäre ihr das Kissen aus dem Arm geglitten.

Unwillkürlich duckte sie sich, bevor sie ein paar zögernde Schritte vorging.

Auch sie nahm der unheimliche Reiz dieser Höhle gefangen. Sie fühlte sich in eine andere Welt versetzt und spürte, wie eine kalte, unsichtbare Hand den Rücken hinaufkroch. Beate hatte ihrem Mann manches Mal zur Seite gestanden, aber in so gefährliche Situationen war sie noch nie hineingeraten, auch nicht, wenn sie zusammen mit ihrem Gatten unterwegs war.

Vor ihr öffnete sich eine gewaltige unterirdische Halle, deren Ausmaße sie nicht einmal schätzen konnte. Von der Decke her sah sie heller schimmernde Stalaktiten nach unten »wachsen«.

Jeder Ruf in dieser Höhle wurde zum Echo, das merkte Beate, als sie den Namen ihres Mannes rief.

Er antwortete nicht.

Beates Herz schlug schneller. Axel mußte sie gehört haben. Wenn er keine Antwort gab, konnte das nur bedeuten, daß er nicht mehr in der Lage war, eine zu geben.

Sollte er etwa tot sein oder so schwer verletzt, daß…?

Ihre Gedankenkette brach, denn sie glaubte, vor sich einen großen Schatten gesehen zu haben, der allerdings sehr schnell wieder verschwand, so daß sie eine Täuschung annahm.

Schritt für Schritt tastete sie sich tiefer in die unheimliche Höhle hinein. Gehört hatte sie von diesen Höhlen, aber sie hätte nie gedacht, daß sie so große Ausmaße besitzen würden. Auch das Licht der Lampen vermittelte ihr keinerlei Beruhigung. Die Inseln der Dunkelheit zwischen ihnen waren zu groß.

Wenn sie ging, schleiften ihre Sohlen über den Boden. Manchmal knirschte es, wenn sie etwas zertreten hatte. Dann zuckte sie jedesmal zusammen.

Noch keine Spur von ihrem Mann.

Beate zitterte vor Angst. Es kostete sie eine große Überwindung weiterzugehen, denn da war nicht nur die unheimliche Atmosphäre, die sie störte, sondern auch ihre normale Kleidung. Sie trug nur das Kleid. Die offenen Schuhe hatten höhere Absätze, und mehr als einmal war sie schon zur Seite weggeknickt.

Die Höhle lebte!

Urplötzlich stellte Beate dies fest, als sie unter der Decke einen gewaltigen Schatten sah, der sich bewegte. Auch glaubte sie, das Rauschen von Flügeln zu vernehmen, und als der Schatten größer wurde, da zog sie unwillkürlich den Kopf ein.

Wer mochte ihr Entsetzen beschreiben, als sie das helle Kreischen vernahm, das ihr entgegenschallte und ihr vorkam wie das

Hohngelächter des Teufels?
Sie blieb stehen und preßte sich voller Angst eng gegen die Felswand an der linken Seite. Weit waren ihre Augen aufgerissen. Sie merkte nicht einmal, daß sie das dunkle Kissen verlor. Ihre starren Blicke richteten sich allein auf die Schatten, die sie umflogen.
Das waren Tiere. Riesige Flugtiere, und plötzlich hatte sie auch die Verbindung. Sie dachte an den Besuch bei Professor Bouillon und daran, weshalb sie mit ihrem Mann dorthingefahren war. Wegen der gewaltigen roten Fledermaus.
Die im Haus des Professors war tot.
Aber die in der Höhle lebten.
Ja, sie flogen durch die Luft, zogen dicht unter der Decke ihre Kreise und warfen ihre zuckenden, dämonischen Schattenbilder an die kahlen Wände.
Voller Angst dachte sie an Axel. Ob er von so einem Tier angefallen worden war? Beate merkte, daß es ihr immer schwererfiel, auf dem Fleck stehenzubleiben. Alles in ihr schrie nach Flucht, den Weg zurückzulaufen und von draußen Hilfe zu holen.
So recht konnte sie sich damit nicht anfreunden, aber sie sah ein, daß es keine andere Chance für sie gab.
»Ich… Ich komme wieder!« flüsterte sie. Allerdings mehr zu sich selbst, um sich und ihr Gewissen zu beruhigen. Dann zog sie den Kopf ein, drehte sich um und ging den schmalen Pfad wieder zurück in Richtung Höhlenausgang.
Diesmal war sie doppelt so schnell wie auf dem Hinweg. Sie achtete nicht mehr auf den glatten Boden, geriet prompt ins Stolpern und hatte ungeheures Glück, daß sie dabei nach rechts fiel, zur Felswand hin, an der sich der Weg entlangschlängelte. Sie krallte sich fest.
Zwei Fingernägel brachen ab, doch auf so etwas achtete Beate nicht.
Sie wurde nur von einem Gedanken getrieben. Weg, nur weg aus dieser schaurigen, finsteren Höhle.
Abermals passierte sie eine der aufgestellten Lampen und mußte zwei Schritte später auch an einer dieser in den Fels hineinwachsenden Spalten vorbei.
Da sie sich mit der Hand an der Wand abstützte und zu Boden anstatt zur Wand blickte, verschwand ihre Hand plötzlich in der Spalte. Unwillkürlich schloß sie die Finger, wobei sie merkte, daß sie sich um etwas geklammert hatten.
Hastig zog Beate Eickburger die Hand wieder zurück, wobei sie den Gegenstand allerdings nicht losließ, sondern mit aus der Spalte riß.
Vor Entsetzen wurde Beate Eickburger steif. Was sie da aus der Spalte gezogen hatte, war ein uraltes Skelett!
Sie starrte geradewegs auf den häßlichen, staubbedeckten, grauenhaften Schädel, sah die leeren Augenhöhlen und den offenen

Mund.

In einer Panik-Reaktion schleuderte sie den Knöchernen von sich, der nach links fiel, über den Rand kippte, mehrmals aufschlug, wobei seine Knochen auseinanderfielen und mit scheppernden Lauten den steilen Hang hinunterrutschten. Ein paar Steine rissen die Knochen noch mit. Sie kollerten nach, dann war alles still.

Beates Herz klopfte in einem wilden Rhythmus. Sie konnte nicht mehr und lehnte sich schweratmend an die Wand. Wie ein Blasebalg saugte sie die Luft in ihre malträtierten Lungen, schüttelte den Kopf, murmelte unverständliche Worte und weinte in einem.

Die Laute wurden gehört. Vampiro-del-mar lauerte ebenfalls in der Nische, aus der Beate das Skelett gezogen hatte. Nur stand er weiter im Hintergrund, so daß vom Weg aus nicht einmal seine Umrisse gesehen werden konnten.

Der Supervampir wartete ab. Er wollte die Frau nicht mehr entkommen lassen, aber sie sollte noch zittern, bevor sie ihr Blut verlor.

Geräuschlos ging das blutgierige Monstrum einen weiteren Schritt nach vorn. Es näherte sich dem Ende der Felsspalte, schaute hinaus und blickte auf den Rücken der Frau.

Sekundenlang entblößte Vampiro-del-mar sein Gebiß, zeigte seine mörderischen Hauerzähne, weil ihn urplötzlich der Drang nach frischem Blut überkam. Dann riß er sich zusammen, zog seinen Oberkörper zurück und ließ nur die Hand ausgestreckt, damit sie aus dem Spalt hervorragte.

In diesem Augenblick drehte sich Beate Eickburger um!

Ihre Augen weiteten sich in namenlosem Schrecken, als sie die fünf auseinandergefächerten Finger entdeckte, um die sich die graue, alte Haut spannte.

Sie schrie.

Ein Schauer nach dem anderen rann über ihren Körper. Die Angst wurde übermächtig, wobei ihr gleichzeitig klar war, daß sie den Weg zurück nicht mehr nehmen konnte.

Da lauerte jemand…

Wenn sie dem Unheimlichen entkommen wollte, dann mußte sie wieder vor. Beate überlegte nicht lange. Obwohl ihre Beine sie kaum tragen wollten, lief sie über den nassen Pfad, stolperte mehr, als daß sie ging, und hatte Glück, daß sie auf dem Weg blieb und nicht nach rechts in die Tiefe fiel.

Zeit und Umgebung verschwanden. Sie spielten keine Rolle mehr.

Beate wurde nur von ihrer eigenen Angst getrieben, die noch nie in ihrem 25jährigen Leben so stark gewesen war.

Es grenzte dabei schon an ein kleines Wunder, daß sie stehenblieb, als der Weg zu Ende war. Es erging ihr wie ihrem Mann. Im ersten

Moment glaubte sie, daß es vor ihr in die Tiefe ging, dann schaute sie genauer nach und erkannte die nicht allzu große Distanz zwischen den beiden Weg-Teilstrecken.

Sollte sie springen?

Beate zögerte, schaute zurück. Sie konnte die Hand nicht mehr sehen, obwohl sie sicher war, daß sich der Unbekannte, dem die Hand gehörte, nicht vollends zurückgezogen hatte.

Also springen.

Noch einmal schaute sie nach vorn, Sah im fahlen Licht der aufgestellten Lampen, daß sich nach der Unterbrechung der Weg weiterschlängelte, und erkannte an seinem Ende eine schattenhafte Bewegung.

Eine Fledermaus vielleicht?

Nein, die waren größer. Das war eine andere Gestalt, eine menschliche sogar.

Ihr Mann!

»Axeellllll!« Ein gellender Schrei hallte durch die riesige Höhle, wurde von den Wänden zurückgeworfen und vereinigte sich zu einem unheimlich klingenden Echo.

Sie hatte Axel gefunden – lebend gefunden!

Beate Eickburger wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte.

Hoffnung keimte in ihr hoch, und sie fragte sich, ob das Auftauchen ihres Mannes die Rettung bedeutete.

Wieder rief sie Axels Namen, und sie bekam eine Antwort, als das Echo verhallt war.

»Komm her…!«

Beate schaute nach vorn und in die Tiefe, wo sie einen Zwischenraum durch einen Sprung überbrücken mußte. Auch Axel hatte ihn geschafft. Vielleicht wußte er einen anderen Weg aus der Höhle, und wenn Beate daran dachte, was hinter ihr lauerte, dann wurde ihr der Entschluß leichtgemacht. Ja, sie wollte die Flucht nach vorn antreten.

»Ich komme zu dir!« rief sie. »Warte auf mich, Axel. Es dauert nicht mehr lange.« Sie schleuderte die Schuhe von den Füßen, dann gab sie sich Schwung und sprang ebenfalls.

Die Distanz zwischen den beiden Wegabschnitten war doch größer, als sie angenommen hatte. Der Aufprall erschütterte sie. Zudem kam sie mit den Hacken zuerst auf, und fast wäre sie noch nach hinten gekippt, doch mit rudernden Armbewegungen konnte sie sich halten.

Jetzt war es nicht mehr weit bis zu ihrem Mann. In Schlangenlinien lief der Weg weiter, und an seinem Ende, da wartete Axel, um Beate in die Arme zu schließen.

Obwohl sie es sehr eilig hatte, dachte sie daran, die Schuhe anzuziehen. Dann erst hetzte sie los. Sie wollte zu ihrem Mann, ihn

endlich sehen und stolperte mehr, als daß sie ging.
Axel stand da und hielt seine Arme ausgestreckt. Mit Schrecken stellte die näher kommende Frau fest, wie schlimm ihr Mann aussah. Seine Kleidung war verdreckt, zum Teil zerrissen oder zerfetzt, er blutete aus einigen Wunden. Wenigstens sahen die dunklen Stellen in seinem Gesicht aus wie Blut, und trotz der miserablen Lichtverhältnisse erkannte die Frau, wie bleich Axel war.
»Was ist dir geschehen?« flüsterte sie und griff nach seinen Händen, um sich von ihm in die Arme ziehen zu lassen. »Als ich deinen Schrei hörte, da dachte ich, daß alles aus ist.«
»Nein.« Er lachte irgendwie hämisch. »Da hat erst alles angefangen, meine Liebe.«
»Wieso? Ich…«
»Das erkläre ich dir später, kleine Beate. Komm erst einmal mit.«
Er zog seine Frau weiter auf einen Höhlensee zu, dessen Wasseroberfläche dunkel dalag und nur manchmal von zuckenden Lichtschatten berührt wurde, wobei sie dann wirkte, als würde sie ein geheimnisvolles, geisterhaftes Eigenleben führen.
Aber noch ein Schatten kam!
Von oben. Er bewegte sich nur langsam, zeichnete sich auf der Wasserfläche ab, hinter der sich geheimnisvolle Höhlengänge anschlossen, deren Einstiege an düstere Fenster erinnerten.
Beate blieb stehen und hob den Kopf. Ihre Augen wurden wieder größer, die Angst kam zurück, und sie kreischte: »Die Fledermäuse, Axel, meine Güte, sie werden uns töten…«
»Du brauchst keine Angst zu haben, kleine Beate«, erwiderte ihr Mann mit ruhiger Stimme. »Wirklich, du brauchst keine Angst zu haben.« Er drückte Beate fester an sich, schaute sie an und lächelte, wobei er sein Gebiß entblößte und Beate Eickburger die beiden grauenhaften Vampirzähne sah, deren Spitzen auf ihren Hals wiesen…

***

Er starrte in das Mündungsloch der Maschinenpistole. Darüber sah er den Oberkörper einer Frau, der durch den Hals mit einem Gesicht verbunden war, das man durchaus als schön, aufregend oder sexy bezeichnen konnte, wären da nicht die beiden spitzen Zähne gewesen, die aus dem Oberkiefer hervorschauten.
Die Frau war eine Vampirin. Und er, Professor Klaus Bouillon, war in ihre Falle gelaufen.
Sie und ihr unheimlicher Helfer hatten ihn die Lampen aufstellen lassen und dann zugeschlagen, wobei sich der Wissenschaftler wunderte, daß man ihn noch nicht angegriffen und gebissen hatte, denn Vampire wollten Blut.
Er hatte es hingenommen, wie schon so oft in seinem durch Höhen

und Tiefen gebeutelten Leben. Er hatte sich auch nicht darüber gewundert, daß es zweibeinige Vampire gab. Für ihn war es der größte Horror gewesen, als er erleben mußte, wie das Blut, in die aufgerissenen Schnauzen der großen Fledermäuse hineinrann, seine Wirkung entfaltete und dafür sorgte, daß die Tiere zu einem unheimlichen Leben erwachten.

Kreaturen, die seit Hunderttausenden von Jahren tot waren, bekamen plötzlich ein neues Leben.

Das konnte der Wissenschaftler nicht begreifen, aber er wollte nicht fragen. Sein Stolz ließ es nicht zu.

Die Frau hatte ihn in eine Höhle geschafft, wie es sie zu mehreren innerhalb der Riesenhöhle gab. Viel Platz hatten sie hier nicht. Das war auch nicht unbedingt nötig, ein paar hohe Steine als Sitzgelegenheiten reichten.

Sie waren allerdings nicht die einzigen in der Höhle. Als stummer Gast lag dort eine blutleere Leiche. Die Vampire hatten ihr das Blut entnommen, das sie brauchten, um die großen roten Vampire wieder zum Leben zu erwecken.

Hin und wieder flog einer dieser Blutsauger am Höhleneingang vorbei und verdunkelte dann für wenige Herzschläge den Eingang mit seinen großen Flügeln.

Der Professor sah aus, wie man sich einen Höhlenforscher vorstellt. Er trug derbe Kleidung, hatte die entsprechenden Schuhe an, und auf seinem Kopf saß ein Helm, in den eine Lampe eingebaut war. Die Ausrüstung des Professors lag neben ihm am Boden. Dabei fiel besonders die Spitzhacke auf.

Von dem Gesicht des Wissenschaftlers war nicht viel zu erkennen.

Der meiste Teil lag im Schatten, aber der Mann hatte noch eine für sein Alter sehr straffe Haut, dies erkannte auch Lady X. Sie hatte schon des öfteren auf den Hals des Mannes geschielt, unter dessen Haut sich deutlich die Adern abhoben.

Noch ließ sich Lady X Zeit. Sie konnte sich auch als Vampirin zusammenreißen, und das war gut so, denn dadurch verlor sie eigentlich nie den Überblick.

Außerdem war der Professor ein Mann, der viel wußte. Und sie wollte gern mehr über die Höhlen erfahren.

Aber der andere dachte nicht daran, der Blutsaugerin Rede und Antwort zu stehen. Ihn interessierten ganz andere Zusammenhänge, und er warf immer wieder einen Blick auf den blutleeren Toten.

»Ist der so interessant für Sie?« fragte Lady X lauernd.

»Ja. Dieser Mensch ist noch sehr jung. Warum haben Sie das getan?«

»Ob jung oder alt, was spielt das für eine Rolle? Wir brauchten sein Blut, und das haben wir bekommen. Alles andere interessiert uns nicht.«

Der Professor hob den Blick und schaute die vor ihm sitzende Pamela Scott hart an. In deren Gesicht zuckte nicht ein Muskel. Sie saß da und rührte sich nicht. Der eisige Blick ihrer Augen war auf den Professor gerichtet. Nur hin und wieder bewegte sie die Lippen zu einem spöttischen und kalten Lächeln, so daß die spitzen Zähne im Oberkiefer noch deutlicher hervortraten.

»Was haben Sie überhaupt vor?« fragte der Wissenschaftler.

»Die roten Vampire zum Leben zu erwecken!« lautete die Antwort.

»Das ist geschehen.«

Da lachte Lady X. »Nein, längst nicht alle. In dieser Höhle schlafen noch wesentlich mehr Fledermäuse. Aber um sie alle ins Leben zurückzuholen, brauchen wir Blut. Viel mehr Blut als nur von einem Menschen. Verstehen Sie?«

»Ja, ich habe verstanden.«

»Und deshalb werden Sie, Professor, ebenfalls Ihr Blut hergeben. Denken Sie einfach daran, daß es für die Wissenschaft ist. Um so zufriedener gehen Sie in den Tod.«

Herr Bouillon glaubte dieser Frau jedes Wort. Sie war kein Typ, der bluffte. Dazu trug auch die Maschinenpistole bei, die sie in den Händen hielt und deren Mündung unverwandt auf den Professor zeigte. Die Waffe schien mit ihr verwachsen zu sein. Sie gehörte einfach zu ihr, das spürte der Professor intuitiv.

»Und wenn Sie Ihr Ziel erreicht haben, was geschieht dann?« hakte Bouillon nach.

»Dann werden wir die Höhle hier verlassen und mit den roten Vampiren nach draußen gehen, um uns die Menschen Untertan zu machen. Sie werden und sie sollen unsere Sklaven sein. Ich strebe die Herrschaft der Blutsauger an.«

»Es wird Ihnen nie gelingen«, erwiderte der Professor überzeugt.

Lady X lachte nur. »Denken Sie immer daran, daß ich nicht allein bin. Ich habe einen Partner, den Sie auch kennen. Es ist Vampiro-del-mar, der Uralt-Vampir. Und vor langer Zeit, als die roten Vampire noch nicht in den unheimlichen Schlaf gefallen waren, da haben sie ihm einmal gehorcht. Da war er ihr Herr, und das soll und wird er wieder sein, wenn sie erst einmal leben.«

Die Worte hatte Lady X überzeugend gesprochen. Und der Professor glaubte ihr. Was er innerhalb dieser Höhle erlebt und gesehen hatte, das warf sein Weltbild um. Bisher hatte er nur an Fakten geglaubt, an Dinge, die sich auch beweisen ließen. Nun aber wurde er mit einer Welt konfrontiert, die es eigentlich nicht geben durfte, die aber existierte. Das alles war ihm wie ein schlechter Scherz vorgekommen, auch jetzt hatte er es noch nicht voll begriffen. Vielleicht trug auch diese seltsame Situation mit dazu bei, die er und Lady X erlebten, denn sie unterhielten sich in aller Ruhe und fast emotionslos über ein

Thema, das völlig unrealistisch war.
Klaus Bouillon hatte das Gefühl, unter einer gewaltigen Glocke zu sitzen und die Realität nur aus der Ferne mitzubekommen, die ihm jedoch durch das Echo eines Schreies wieder in Erinnerung gerufen wurde.
Blitzschnell sprang Lady X auf. Ihr Körper erinnerte plötzlich an eine geballte Ladung, die kurz vor der Explosion stand. Mit gleitenden Schritten lief sie zum Ausgang der kleinen Höhle und warnte den Professor noch, als sie ihn passierte.
»Keine Dummheiten!«
Bouillon schwieg.
Am Ausgang blieb Lady X stehen. Sie mußte sich etwas ducken, um hinausschauen zu können in die Weite der eigentlichen unterirdischen Höhle, und sie sah dort die Fledermäuse wie gewaltige Schatten hin und her huschen.
Auf einen Punkt konzentrierten sie sich besonders. Er lag rechts von ihr, wo auch der Weg an der Höhlenwand entlanglief. Dort mußte irgend etwas passiert sein. Leider konnte Lady X nicht bis dahin einsehen, dazu war das Licht zu schlecht, aber der Schrei hatte sich sehr menschlich angehört.
Also war jemand gekommen!
Und er war in die Falle gelaufen.
Genau dort, wo die beiden Fledermäuse zu Boden gegangen waren, wurde es stiller. Zwar schlugen die blutgierigen Tiere noch mit den Flügeln, aber das geschah alles sehr langsam. Es drückte Trägheit und auch Zufriedenheit aus.
Sie hatten ein Opfer!
Natürlich war der Schrei auch von Professor Bouillon gehört worden. Er konnte sich ebenfalls einen Reim darauf machen, wenn er scharf nachdachte, und er ahnte instinktiv das Richtige. Der Schrei war der eines Menschen gewesen. Also befand sich ein Mensch in der Höhle, und er war in die Klauen dieser blutgierigen Vampir-Fledermäuse geraten. Nie hätte Klaus Bouillon gedacht, welch eine Kettenreaktion die Entdeckung dieser uralten Wesen auslösen konnte, und irgendwie gab er sich auch die Schuld, daß es zu all diesem Schrecken gekommen war. Er dachte an eine Wiedergutmachung, aber was konnte er tun?
Sein Blick fiel auf die Spitzhacke!
Sie war nicht sehr groß und auch nicht allzu schwer. Dafür bestand sie aus einem hervorragenden Material, auf das man sich bei Kletterpartien durchaus verlassen konnte. Und dieser Spitzhacke würde auch die Vampirin nichts entgegensetzen können, das stand fest.
Der Professor hatte bisher gesessen. Er holte noch einmal tief Luft

und schraubte sich in die Höhe. Noch nie in seinem Leben hatte er einen Menschen getötet oder einem irgend etwas zuleide getan, und er mußte sich zwingen, daran zu denken, daß die Frau vor ihm kein Mensch, sondern eine blutgierige Bestie war.

Ja, anders konnte man sie nicht bezeichnen. Es machte ihr nichts aus, das Blut der Menschen zu trinken, und wenn sie ihre spitzen Zähne in die Haut der Opfer schlug, dann verwandelte sie diese armen Menschen ebenfalls in Vampire, so daß sie sich in den grauenvollen tödlichen Kreislauf einreihen konnten.

Der Professor wollte ihn unterbrechen!

Die dunkelhaarige Blutsaugerin war abgelenkt. Sie schaute noch immer in die große Höhle hinein, damit sie mitbekam, was dort geschah, so daß es dem Wissenschaftler gelang, ungesehen nach dem Stiel der Spitzhacke zu greifen und das Instrument an sich heranzuziehen. Er mußte dabei sehr vorsichtig zu Werke gehen, durfte kein Geräusch verursachen, das seine Gegnerin hätte warnen können.

Dann hielt er die Hacke fest. Er faßte auch mit der zweiten Hand nach, so daß er sie auch führen konnte.

Lady X wandte ihm den Rücken zu.

Leicht geduckt stand sie da und rührte sich auch nicht, als der Professor einen Schritt vorging. Sie schien ahnungslos zu sein. Klaus Bouillon zitterte. Er tat den nächsten Schritt und brauchte nur noch einen zu gehen, um sein Ziel zu erreichen.

Er wollte die Waffe dort in den Rücken der Frau stoßen, wo auch das Herz lag.

Noch einmal holte er Luft. Dann schwang er beide Arme hoch, um kräftig auszuholen.

In diesem Augenblick bewegte sich die Scott. Sie drehte sich etwas, erschreckte den Wissenschaftler damit, und er verzögerte den Schlag mit der ungewöhnlichen Waffe.

Dann zögerte er nicht mehr. Er mußte sich einfach Luft verschaffen, und mit den Worten »Stirb endlich!« ließ er die Hacke nach unten sausen.

Er hatte sich voll darauf konzentriert, die Frau zu treffen. Deshalb kam für ihn deren Reaktion völlig überraschend. Gedankenschnell drehte sich Lady X herum, sprang zur Seite und riß gleichzeitig die Maschinenpistole hoch.

Der Lauf der Waffe und die Spitzhacke befanden sich beide in Bewegung. Sie kollidierten.

Als der Wissenschaftler das hell klingende Geräusch vernahm, da wußte er, daß er verloren hatte, und er sprang zurück.

»Du Hund!« zischte Lady X. Gleitend kam sie vor. Klaus Bouillon erwartete die Kugelgarbe, doch er irrte sich.

Sie schlug zu.

Der Professor sah den Lauf der MPi als einen huschenden Schatten. Schräg fuhr er von oben nach unten, und Bouillon versuchte instinktiv auszuweichen.

Das klappte nicht, der Schlag traf ihn trotzdem. Aber er hatte Glück im Unglück. Der Waffenlauf zerschmetterte nicht seine Schulter oder seine Rippen, sondern krachte gegen den Helm. Er traf ihn seitlich und mit so einer großen Wucht, daß die schützende Haube dem Wissenschaftler vom Kopf gerissen wurde.

Lady X setzte nach. Sie war jetzt zu einer Furie geworden und hieb zweimal mit ihrer MPi zu.

Beide Schläge trafen.

Der erste bereits streckte den Professor nieder. Er fiel auf die Knie und bekam den zweiten Treffer mit, der ihn vollends zu Boden schleuderte.

Schwer fiel er auf die Seite, blieb nach Luft schnappend liegen und kassierte noch mehrere Tritte.

Die Vampirin war wie im Rausch. Das Blut des Mannes trank sie zwar nicht, aber sie schlug ihn so zusammen, daß er stöhnend am Boden liegenblieb.

Dann trat sie zurück. »Reinlegen wolltest du mich!« zischte sie. »Verdammt noch mal, du wolltest mich fertigmachen, aber da hast du dich gewaltig getäuscht, das kann ich dir sagen. Ich führe meine Pläne durch und lasse mir von keinem ins Handwerk pfuschen, auch nicht von dir. Schade, du hättest es einfacher haben können. Jetzt wird es hart für dich, denn wir zapfen dir das Blut bei Bewußtsein ab. Du wirst sterben und deinen Tod genau mitbekommen.« Sie lachte laut und drehte sich ab.

Der Professor hatte die Worte zwar gehört, aber sie nicht recht verstanden. Zu groß waren die Schmerzen, die durch seinen Körper tosten. Er wußte nur, daß er verloren hatte und keine Chance mehr sah, aus dieser Klemme herauszukommen…

***

Wir hatten es tatsächlich geschafft und den Höhleneingang gefunden. Allerdings mit einer ziemlichen Verspätung, was ganz natürlich war, denn wir kannten die Gegend nicht.

Sehr breit war der Einstieg nicht. Zudem deckte ihn eine dichte Buschgruppe zu einer Seite hin ab.

Will Mallmann deutete auf den parkenden Range Rover. »Das ist der Wagen des Professors.« Er sagte dies in einem deprimierendem Tonfall, denn nicht weit davon hatten wir ein anderes Fahrzeug entdeckt. Einen grünen Golf. In ihm erkannten wir den Wagen des Reporter-Ehepaars Eickburger, und wir konnten uns vorstellen, wo sich die beiden herumtrieben.

Jetzt ging es nicht nur um ein, sondern um drei Leben. Ob wir alle retten konnten, war fraglich.
Will, Suko und ich trugen Helme. Zum Glück hatten sie eingebaute Lampen an den Stirnseiten, und auch die Batterien waren noch gut in Schuß, wie uns Martha Bouillon versichert hatte. Zudem besaßen wir Handlampen und waren auch gut bewaffnet.
Will Mallmann trug zwei Pistolen. Eine normale und eine mit geweihten Silberkugeln geladene. Zusätzlich hatte ich noch eine Waffe mitgenommen. Die Druckluftpistole, die Eichenbolzen verschießt.
Vielleicht konnte ich damit die Vampire ebenfalls erledigen.
Suko lag auf dem Boden. Er horchte in das Einstiegsloch hinein und hatte auch für Sekunden seine Lampe aufleuchten lassen, so daß wir darüber Bescheid wußten, was uns nach dem Einstieg erwartete.
»Da beginnt ein Weg!« meldete der Chinese und erhob sich wieder.
»Wer geht als erster?« fragte Will.
Wir losten aus.
Das Los fiel auf Suko. Dann kam ich, und Will Mallmann bildete die Nachhut.
Wir schauten uns noch einmal an. Jeder von uns wußte, was ihm bevorstand. Unsere Gesichter waren dementsprechend gespannt.
»Auf geht's«, sagte Suko, drehte sich um und verschwand als erster. Ich folgte ihm, und wenig später hatte uns der Einstieg der Riesenhöhle verschluckt…

***

Beate Eickburger wollte nicht glauben, was sie da sah. Sie schaute hoch zu ihrem Mann, sah das Gesicht, den offenen, zu einem Grinsen verzogenen Mund, und sie erkannte die beiden rechts und links aus dem Oberkiefer wachsenden Vampirzähne, die deutlich vorstanden, so daß sie überhaupt nicht zu übersehen waren.
Ein schreckliches, alptraumhaftes Bild, und die junge Frau schüttelte sich vor Grauen.
»Bist du… Bist du …?« fragte sie und vernahm das Lachen ihres Mannes.
»Ja, ich bin ein Vampir. Ich ernähre mich jetzt von Blut. Die beiden Fledermäuse haben mich zu dem gemacht, und ich freue mich, daß du zu mir gekommen bist…«
»Was… Was willst du?« hauchte Beate, obwohl sie die Antwort schon im voraus wußte.
»Dich!«
Er hatte das Wort kaum ausgesprochen, als er schon hart zugriff und die fünf Finger seiner rechten Hand wie Klammern in das Fleisch an der Schulter der Frau drangen.
Sie ging in die Knie und stöhnte auf, denn der Druck verursachte

Schmerzen.

Ihr Mann lachte. Er war zu einem dämonischen Teufel geworden, einem Wesen der Schattenwelt, das sich vom Blut anderer ernährte und auch keine Rücksicht mehr auf irgendwelche Bindungen nahm, die vor dieser Zeit bestanden hatten.

Jetzt zählte nur sein unheilvoller Trieb.

Es gelang ihm fast mühelos, seine Frau Beate in die Knie zu zwingen. Sie hatte noch die Arme erhoben, klammerte sich an der verschmutzten Kleidung ihres Mannes fest, doch dem Druck konnte sie nicht standhalten, wurde noch weiter nach unten gepreßt und lag schließlich am Boden.

So hatte Axel sie haben wollen. Er hob sogar noch einen Fuß und stellte ihn auf den Körper seiner Frau.

»Endlich!« knurrte er. »Endlich liegst du vor mir. Und ich will dein Blut, ich giere danach…« Er lachte wild und grausam, wobei er noch den Kopf schüttelte und seine Hände spreizte, bevor er sich langsam hinabbeugte, um seinen grausamen Trieb zu stillen.

Beates Gesicht war verzerrt. Nicht nur die Angst war darin zu lesen, es war auch gezeichnet von der Anstrengung, die sie einsetzte und sich gegen den Griff des Vampirs stemmte, denn sie konnte und durfte nicht liegenbleiben und dem Blutsauger somit die Chance geben, ihr menschliches Dasein zu vernichten.

Sie sah in der Gestalt auch nicht mehr ihren Mann, sondern nur einen widerlichen, blutsaugenden Vampir, der sie ebenfalls in das Reich der Schatten ziehen wollte.

Beate Eickburger kämpfte vergeblich. Sie konnte dem Druck des Unheimlichen nicht standhalten, wurde nach hinten gepreßt und kippte langsam zu Boden, wobei der andere sie nicht einmal losließ.

Beate fiel auf den Rücken. Und da erst löste Axel den Griff, weil er seine Frau in eine für ihn günstigere Position legen wollte.

Die junge Frau nutzte die Gunst des Augenblicks. Sie wußte selbst nicht, wie sie dazu kam, die Beine anzuziehen und sie danach blitzschnell wieder vorzustoßen. – Auf jeden Fall traf sie.

Dicht über den Oberschenkeln bohrten sich die Absätze in den Leib des Wiedergängers. Der Untote nahm die Attacke voll, fiel zurück, denn damit hatte er nicht gerechnet.

Beate sprang auf. Sie schluchzte dabei, hatte fürchterliche Angst und bemerkte über sich die gewaltigen Schatten, die sie umkreisten.

Wie die Geier lauerten dort die Fledermäuse auf frisches Blut. Aber auch Axel wollte es.

Er sprintete auf seine Frau zu.

Zu fliehen hatte keinen Sinn. Deshalb stellte sich Beate Eickburger, riß ihren Schuh vom rechten Fuß und benutzte ihn als Schlagwaffe.

So schnell, wie sie war, konnte der Vampir gar nicht ausweichen. Er

hatte zwar die Arme vorgestreckt, doch Beate gelang es, genau durch den Zwischenraum zu schlagen und mit dem Absatz sein Gesicht zu treffen.

Sie hörte das widerliche Geräusch, sah plötzlich die Nase nur als Klumpen, und ein Mensch wäre längst zu Boden gegangen. Nicht Axel, der Vampir. Er verspürte keinerlei Schmerzen und schüttelte den Kopf, wobei er allerdings nicht angriff, so daß Beate einen zweiten Schlag führen konnte, der die Stirn ihres Mannes traf.

Haut wurde weggerissen, als der Absatz mit der Kante am Gesicht entlangfuhr. Bevor sie den Arm zurückziehen konnte, wurde Axel wild und schlug um sich. Er keuchte und knurrte dabei wie ein Tier, seine Hand traf auch den Schuh und schleuderte ihn aus den Fingern seiner Frau.

Zeit, um auch den linken auszuziehen, die hatte Beate Eickburger nicht mehr. Jetzt ging es allein um ihre Haut. Sie war waffenlos und wußte, daß Axel ihr noch gefährlicher werden konnte.

Schon griff er sie an. Er tat es mit wütenden Schreien und Schlägen, wollte sie treffen und zu Boden zwingen. Sein entstelltes Gesicht war eine Fratze wie aus dem Gruselkabinett, und Beate sah ein, daß sie nichts mehr machen konnte, der andere war zu stark. Sie mußte fliehen. Aber wohin?

Es war egal, in welche Richtung sie lief. Sie war von Feinden umgeben, und die würden immer schneller sein als sie.

Der erst kam schon.

Es war ein roter Riesenvampir, der sich aus dem Dunkel der gewaltigen Höhlendecke löste und pfeilschnell in die Tiefe segelte, wobei er seine Flügel ausgebreitet hielt und in seiner Gestalt an einen riesigen Drachen erinnerte.

Vor Beate stand ihr eigener Mann, hinter ihr die Riesenfledermaus.

Das konnte nicht gutgehen.

Trotzdem versuchte sie es und rannte weg. Dabei achtete sie nicht so sehr auf die Richtung, sie wollte nur nicht zwischen die beiden blutsaugenden Bestien geraten.

Sie warf sich voran, spürte die Steine unter ihrem rechten Fuß, die ihr Fleisch aufrissen, aber sie achtete nicht darauf.

Und dann klatschten ihre Beine plötzlich in eiskaltes Wasser. Sie bekam einen Schock, schüttelte ihn jedoch ab, hetzte weiter, verlor den Grund unter ihren Füßen und sah noch, wie sich die gewaltige Fledermaus näherte und ihr Maul weit aufgerissen hatte.

Im nächsten Augenblick sackte sie in die Tiefe…

***

Beate hatte das Gefühl, als würden eiserne Reifen ihre Brust zusammenpressen, so kalt war das Wasser des Höhlensees. Die Frau

glitt in die Tiefe, sackte zuerst wie ein Stein weg und hielt instinktiv die Luft an. Um sie herum war es pechschwarz. Obwohl sie die Augen weit aufgerissen hatte, konnte sie nichts sehen, nur diese absolute Finsternis, in die kein Sonnenstrahl drang.

Beate wußte nicht, wie tief dieser Höhlensee war, aber sie spürte die Kälte, die immer mehr zunahm und sich ausbreitete, so daß sie von der Stirn bis zu den Zehenspitzen reichte.

Wenn sie nichts dagegen tat, würde die Kälte sie zu einer Bewegungsunfähigkeit verdammen, die sie ertrinken ließ. Aber war das nicht egal, wie sie umkam? Eine Chance für sie gab es trotzdem nicht.

Es waren deprimierende Gedanken, mit denen sie sich beschäftigte, doch ihr Selbsterhaltungstrieb war größer. Dieses Nicht-Aufgeben-Wollen steckte in ihr, und automatisch bewegte sie Arme und Beine.

Ihr Sinken wurde gestoppt. Sie trat für einen Moment Wasser und bewegte sich dann nach oben.

Es wurde auch Zeit, denn Beate Eickburger spürte, daß sie die Luft nicht mehr lange anhalten konnte. Wenn sie nicht in den nächsten Sekunden frischen Sauerstoff bekam, würden die Lungen platzen, wenigstens glaubte sie das.

Und sie schaffte es.

Plötzlich spürte sie, daß ihr Kopf frei war. Und ihre Augen öffnete sie weit.

Sehen konnte sie noch nichts. Der Wasserschleier und die Dunkelheit der Höhle sorgten dafür. Zudem hing noch ihr Haar lang und wirr weit in das Gesicht hinein.

Mit der linken Hand schleuderte sie es weg, atmete tief ein und sah die ersten Umrisse.

Sie glaubte, Axel am Rand des Sees stehen zu sehen, und sie hörte auch das gewaltige Rauschen über sich in der Luft.

Die Fledermaus!

Beate Eickburger konnte sie nicht sehen. Sie ahnte die tödliche Gefahr, holte noch einmal Luft, machte einen Buckel und tauchte unter.

In diesem Augenblick hatte die Fledermaus sie erreicht, und Beate Eickburger spürte auf ihrem Rücken die brettharten Schläge der Flügel…

***

Wir hatten die »normale« Welt verlassen und befanden uns nun im Innern der Erde. Zwar noch nicht tief, aber der erste Eindruck war wirklich gewaltig.

So groß hätte sich keiner von uns die Höhle vorgestellt. Kaum zu glauben, daß rund zwei Meter über uns alles anders aussah. Hier

jedenfalls kamen wir uns vor wie auf einem unheimlichen, fernen Planeten, denn es war alles anders.

Im Laufe der langen Jahrmillionen waren diese Höhlen entstanden. Naturwunder, durchsetzt von Stalaktiten und Stalakmiten, wo letztere wie gewaltige Arme von unten nach oben wuchsen. Im Laufe einer kaum faßbaren Zeit waren sie durch Kristallablagerungen entstanden, säulenartige Gebilde, die sich wie die Finger einer Hand in die Höhle reckten.

Wir sahen auch die einzelnen Leuchten, die einen schmalen Pfad markierten, der sich dicht an einer Felswand entlangzog, wobei rechts von ihm das Gelände steil zum Grund der Höhle abfiel und wir auch das Wasser eines Sees sahen.

Von den roten Vampiren entdeckten wir nichts, waren allerdings davon überzeugt, daß sie sich hier irgendwo versteckt hielten.

Suko war drei Schritte vorgegangen. Jetzt drehte er den Kopf und hob dabei die Schultern. »Keine Spur von dem Professor und auch nicht von den beiden Eickburgers.«

»Die Höhle ist groß«, sagte ich.

»Sicher.«

»Komm, laßt uns weitergehen«, schlug Will Mallmann vor. Wie Suko und ich hatte er seine Stimme ebenfalls gedämpft. Man sollte uns nicht zu früh bemerken.

Wir bewegten uns auf dem schmalen Pfad weiter. Die Lampen in den Helmen waren eingeschaltet. Ihre hellen Strahlen ließen zu, daß wir mehr erkennen konnten.

Uns fielen auch die Nischen auf, die sich links von uns in der Felswand befanden. Es waren düstere Eingänge, wahrscheinlich im Laufe der Zeit durch Druck und Gegendruck der Erdbewegungen entstanden.

Suko blieb stehen und leuchtete in eine hinein. Wir ließen ihn und fragten erst, als sich der Chinese zu uns umgedreht hatte.

»Wie tief ist der Spalt?«

Suko schüttelte den Kopf, wobei er mich anschaute. »Das konnte ich nicht erkennen. Der Strahl verlor sich.« Er räusperte sich. »Einen Menschen habe ich auf jeden Fall nicht gesehen.«

»Hier wird sich kaum jemand verstecken«, sagte der Kommissar.

Womit er sich irrte, aber das sollten wir erst später erfahren. Zunächst galt es, auf den Weg zu achten, der wirklich nicht einfach zu begehen war, denn die Feuchtigkeit machte ihn verflucht glatt. Bisher waren wir noch nicht ausgerutscht, und wir hofften auch, daß es so bleiben würde. Hatte er sich nach dem Einstieg noch ziemlich gerade gezeigt, so änderte sich das nun. Wir mußten Schlangenlinien gehen, wenn wir dem Pfad in die Tiefe folgen wollten. Dabei hielten wir uns dicht an der Felswand, denn an der anderen Seite fiel der Weg zur

Kante hin manchmal schräg ab.
Will Mallmann stieß einen Zischlaut aus. Sofort blieben wir stehen und sahen den Kommissar, dessen ausgestreckter linker Arm in die Höhe deutete, wo sich mehrere gewaltige Schatten bewegten.
Uns kroch eine Gänsehaut über den Rücken, denn die Schatten kamen uns verflucht bekannt vor.
Es waren die roten Vampire!
Gleichzeitig hörten wir auch Stimmen. Wir konnten nicht verstehen, was gesprochen wurde, aber wir unterschieden die Stimme eines Mannes und die einer Frau.
»Das Ehepaar Eickburger«, wisperte Suko.
Ich nickte und behielt gleichzeitig die Schatten unter der Höhlendecke im Auge. Sie schienen mir unruhiger geworden zu sein. Irgend etwas bahnte sich da an, und ich riskierte es, einen Schritt vorzugehen, wobei ich bis dicht an den rechten Rand des schmalen Pfads vortrat, denn von dieser Stelle aus besaß ich einen besseren Sichtwinkel.
Und ich sah sie.
Es waren die Eickburgers!
Deutlich war das helle Haar der jungen Frau zu erkennen, aber ich sah noch mehr. Sie wehrte sich gegen ihren eigenen Mann. Wir hörten ihre spitzen Schreie und mußten untätig mit ansehen, wie sie zu Boden gedrückt wurde.
Genau konnten wir es natürlich nicht erkennen. Die nächste Lichtquelle war von den Kämpfenden zu weit entfernt, aber wir sahen, daß sich die Frau befreite, mit irgend etwas zuschlug und es ihr gelang wegzurennen.
»Die läuft zum See!« rief Will.
Nicht nur wir hatten das bemerkt, auch die zwei unheimlichen Fledermäuse, die sich von ihren Stammplätzen lösten und mit gewaltigen Flügelschlägen der Wasserfläche entgegenflogen.
Die Frau hatte den See erreicht, rannte durch das Wasser, und wir sahen es aufschäumen.
Dann versank sie.
Im gleichen Augenblick kreischte ihr Mann. »Wir kriegen dich, verdammt! Wir holen dich, wir wollen dein Blut!«
Schrecklich hallten seine Worte durch die Höhle. Es gab keinen von uns, den sie nicht erschüttert hätten. Ein gewaltiges, unheimliches Drama bahnte sich dort unten an, und wir konnten noch nicht eingreifen, denn wir waren zu weit entfernt.
Jeder von uns hatte seine Waffe gezogen. Aber mit den Berettas würden wir kaum etwas ausrichten. Die Entfernung war zu weit.
Unsere Kugeln hätten die Monstren nicht einmal gestreift. Zudem schienen sie zu wissen, daß es gefährlich war, sich dem Pfad zu

nähern, denn sie blieben in respektvoller Entfernung.
Dann bewegte sich das Wasser, und der blonde Schopf – von uns nur als heller Fleck zu erkennen – tauchte wieder auf.
Die Frau!
Und schon war der erste rote Vampir da. Er stürzte sich wie ein Raubtier auf das Opfer, wobei wir nicht erkennen konnten, ob er es nun gepackt hatte oder nicht, denn die Frau konnte sich nicht mehr an der Oberfläche halten und tauchte weg.
Ich schoß.
Auch Suko und Will Mallmann feuerten. Wenn wir schon nicht voll trafen, dann sollten unsere Schüsse diese Bestien wenigstens vertreiben.
Die uralte Höhle erlebte eine Premiere, was die Schüsse anging.
Waffen hatten hier wohl noch nie gekracht, und es war tatsächlich ein Krachen. Die Echos wollten überhaupt nicht mehr aufhören.
Immer wieder schwangen sie zurück, drangen an unsere Ohren und entfesselten ein wahres Inferno in den Trommelfellen.
Eine der beiden roten Fledermäuse stieg steil in die Höhe. Sie erinnerte dabei an einen riesigen Vogel, der sich pfeilschnell der Decke näherte und versuchte, sich in Sicherheit zu bringen, aber sie schaffte es nicht. Bevor sie ihr Ziel erreichte, sahen wir das unregelmäßige Schlagen der Flügel, die Riesengestalt geriet ins Trudeln und kippte weg wie ein Stück Eisen.
Dann klatschte sie auf das Wasser. Sie war schwer, und wir vernahmen den Knall, mit dem sie auf die Oberfläche schlug. Ein letztes Mal bewegte sie ihre breiten Flügel. Sie drangen in das Wasser ein und schaufelten es buchstäblich hoch, so daß Fontänen in die Höhe stiegen und wieder zusammensanken.
Meine Freunde und ich hatten buchstäblich einen Logenplatz hier oben, aber wir wußten auch, daß die Gefahr noch längst nicht gebannt war. Nach wie vor befand sich Beate Eickburger im eiskalten Wasser. Zudem hatten wir erst einen roten Vampir erledigt, und keiner von uns wußte, wie viele sich noch in der Höhle aufhielten.
Die zweite Fledermaus jedenfalls zeigte kein Interesse mehr daran, auf das Opfer zu warten. Das Schicksal ihres Artgenossen ließ sie vorsichtig werden.
Sie war nicht getroffen worden, drehte ab und flog wieder der Decke zu, während die erste sich langsam auflöste und zu Staub wurde.
Von Beate Eickburger sah ich nichts.
Ich hoffte, daß sie nicht ertrunken war und bemerkte, wie sich ihr Mann und jetziger Vampir dem Ufer des Sees näherte, um ihr aufzulauern.
»Ich laufe schon vor!« brüllte ich meinen Freunden zu und wartete deren Antwort nicht erst ab, sondern setzte mich in Bewegung. Was

ich nachfolgend tat, glich natürlich einem Tanz auf dem Vulkan.

Den sehr schmalen Pfad hätte ich gern schneller hinter mich gebracht, doch ich durfte das Risiko nicht zu groß werden lassen. Ein Absturz an der rechten Seite hätte mich schwer verletzt, wenn nicht sogar getötet.

Im letzten Moment erkannte ich die Falle. Der Pfad war plötzlich zu Ende, da befand sich ein Loch vor mir. Ich stoppte, aber ich rechnete nicht mehr mit dem glatten Boden. So rutschte ich weiter, auch über die Kante, und fiel.

Umsonst, schoß es mir durch den Kopf, während sich mein Körper unwillkürlich zusammenzog und ich auf den harten Aufschlag wartete…

***

Suko und Will hatten dem Geisterjäger erst nachlaufen wollen, es aber gelassen, denn auch von ihrer Stelle aus konnten sie etwas erreichen, falls sich die gewaltigen roten Vampire zu sehr näherten.

Und das hatten sie vor.

Der Tod ihres Artgenossen schien so etwas wie ein Signal für sie gewesen zu sein, denn Will und Suko hörten das Rauschen mehrerer Schwingen und wußten Bescheid.

»Die werden einen Generalangriff versuchen!« knirschte Will Mallmann.

Suko nickte nur, holte die Peitsche hervor, schlug einen Kreis über den Boden, und die drei lederartigen Riemen rutschten durch die Öffnung ins Freie.

Jetzt hatte Suko zwei Waffen. »Wenn sie nahe genug herankommen, dann schlage ich damit zu.«

Der Kommissar schaute auf seine Beretta und blickte sich auch um, wobei er eine der Felsspalten genauer in Augenschein nahm.

Sie war breit genug, um einen Menschen aufzunehmen, allerdings zu schmal für einen Blutsauger von der Größe dieser Fledermaus.

Eine Idee zuckte durch den Kopf des Kommissars. Wenn er in einer Spalte Deckung nahm, war er sicherer, dann konnte er genauer zielen und dafür Sorge tragen, daß jeder abgegebene Schuß auch ein Treffer wurde, denn er mußte mit seiner Munition sparsam umgehen.

»Gib acht!« schrie Suko. Er hatte nicht umsonst gewarnt, denn wie ein Segelflugzeug näherte sich einer der Riesenvampire den beiden Männern von der Seite.

Bevor Will sich nach links gedreht hatte, sah er rechts neben sich den fahlen Mündungsblitz und hörte auch das Krachen des Schusses. Suko hatte nicht nur gefeuert, sondern auch haargenau getroffen. Die geweihte Silberkugel war in den Schädel des Monstrums gedrungen und hatte ihn radikal zerstört.

In letzten Zuckungen bewegten sich die Schwingen, dann driftete die rote Riesenfledermaus ab, geriet über die Kante und rutschte in die Tiefe, wobei sie noch in der Luft sich aufzulösen begann.

»Rein in die Spalte!« schrie Will und wollte Suko mitziehen. Doch der Chinese schüttelte den Kopf. Er wollte und würde es hier auf dem Pfad austragen. Wenn es zu hart wurde, konnte er sich noch immer innerhalb der Spalte verstecken.

Der Chinese sah die Fledermaus nicht, sondern ahnte nur ihre Bewegungen. Sie stieg vom Grund der Höhle in die Höhe und hielt sich dabei sehr dicht an der Felswand, so daß Suko schon am Rand des Pfades hätte stehen müssen, um die Fledermaus zu erkennen.

Nur zeichneten sich die Bewegungen ihrer Flügel als huschendes Etwas auf einer Reihe von dicht nebeneinanderwachsenden Stalaktiten ab, die von der Decke hingen und an Orgelpfeifen erinnerten.

Suko war kalt bis ins Mark. Genau wartete er ab. Rechts hielt er die Beretta, links die ausgefahrene Dämonenpeitsche. Kugeln wollte er sparen, mit der Peitsche mußte er den gleichen Erfolg erringen.

Da erschien die Bestie.

Sie mußte auf den letzten Metern schneller geworden sein, denn sie hüpfte förmlich über die Kante, hatte das Maul schon aufgerissen, zeigte ihre spitzen Zähne, entdeckte Suko und mußte mit ansehen, wie der Chinese den linken Arm nach unten fallen ließ.

Er war ein Könner im Umgang mit der Peitsche. Wenn er einmal Maß genommen hatte, dann traf er auch.

Die Riesenfledermaus hatte keine Chance. Drei starke, schwarzmagisch aufgeladene Riemen trafen den relativ kleinen Kopf zwischen den gewaltigen Flügeln und zerrissen ihn. Dieser eine wuchtige Hieb nahm dem roten Vampir jegliches Leben.

Suko grinste hart, dann aber verging ihm das Lachen. Von der Decke her stürzte sich der nächste Blutsauger auf ihn. Das wurde gefährlich, denn der Chinese konnte auf dem schmalen Pfad nicht ausweichen. Wenn er noch eine günstige Verteidigungsposition bekommen wollte, mußte er sich gegen die Wand werfen.

Mit dem Rücken prallte er dagegen, sah die Fledermaus riesengroß vor sich aufwachsen, wollte schießen, doch als er seinen rechten Arm ausstreckte, erwischte ihn ausgerechnet dort ein Schlag mit der Schwinge. Und dahinter saß Kraft.

Selbst Suko, der sehr hart im Nehmen war, stöhnte auf. Ohne es zu wollen, ließ er seinen Arm sinken und riß den linken hoch, wobei er ihn anwinkelte, damit er ihn als Deckung vor sein Gesicht halten konnte. Einen Schlag auszuteilen, dazu kam er nicht mehr.

Nicht nur das wilde, blutgierige Kreischen der roten Fledermaus dröhnte in seinen Ohren, sondern auch ein Schuß. Er klang so laut, daß Suko das Gefühl hatte, sein Trommelfell wäre zerstört worden,

denn der Schuß war dicht neben seinem Ohr abgegeben worden.

Der rote Vampir verlor die Hälfte seines Schädels. Sie wurde von der geweihten Silberkugel weggeschlagen. Das Riesentier besaß im Nu keine Kraft mehr, konnte sich nicht mehr halten, torkelte zurück, geriet über den Rand und verschwand.

Suko konnte aufatmen. Er wußte auch, wer ihm da das Leben gerettet hatte. Als er den Kopf drehte und in die Spalte schaute, da sah er nicht nur den Lauf der Beretta, sondern dahinter das zu einem harten Grinsen verzerrte Gesicht des Kommissars.

»Danke, Will!« keuchte Suko. »Vielleicht kann ich mich mal revan…« Selten in seinem Leben war der Chinese so überrascht worden wie in diesem Augenblick. Er sprach nicht mehr weiter, weil der Schreck zu tief saß.

Suko hatte geglaubt, Will Mallmann allein in der Felsspalte zu sehen, ein mörderischer Irrtum, denn wie ein Geist erschien hinter dem Kommissar ein bleiches, verwüstetes Gesicht und im selben Augenblick auch eine Klauenhand, die sich um den Hals des völlig überraschten Kommissars legte.

Vampiro-del-mar!

***

Der Aufprall!

Ich hatte ihn erwartet, rechnete damit, daß er mich zerreißen und danach in die ewige Dunkelheit ziehen mußte, doch das geschah nicht. Ich spürte ihn zwar, wurde auch nach vorn geworfen, streckte meine Arme aus und breitete sie gleichzeitig zur Seite, so daß ich einen besseren Halt auf dem schmalen Pfad fand.

So blieb ich liegen.

Unverletzt!

Ich konnte es im ersten Augenblick nicht fassen, versuchte, mich zu bewegen, und war überrascht, daß dies so gut klappte. Ich hatte mir weder etwas verstaucht, gebrochen oder angeknackst. Der Fall war nicht so schlimm gewesen, wie ich annahm.

Und ich konnte weitermachen.

Langes Zögern gab es für mich nicht. Ich sprang auf und hörte hinter mir das Krachen eines Pistolenschusses, was mir bewies, daß die roten Vampire es nicht aufgegeben hatten und weiterhin meine Freunde attackierten.

Um sie konnte ich mich nicht kümmern. Zudem besaßen sie eine lange Erfahrung. Ich rechnete damit, daß sie mit den blutsaugenden Geschöpfen auch allein fertig wurden.

Der Pfad lief ebenso weiter wie vor der Unterbrechung. Meter für Meter näherte ich mich dem Grund der gewaltigen Höhle, wobei mir jede gewonnene Sekunde kostbarer vorkam als der wertvollste

Diamant.

Beate Eickburger befand sich in höchster Lebensgefahr. Sie schwamm im eiskalten Wasser des Höhlensees, und wenn die Blutsauger ihr nicht den Tod brachten, dann vielleicht das Wasser und die Kälte.

Was hinter mir noch geschah, interessierte mich nicht. Ich hatte mir einen Laufrhythmus angewöhnt, den ich auch einhalten konnte.

Geschickt sprang ich über kleinere Erhebungen auf dem Pfad und passierte immer wieder die aufgestellten Lampen.

Professor Bouillon hatte sich in der Tat große Mühe gegeben. Die markierte Strecke gereichte mir nun zum Vorteil, nur hatte ich von dem Wissenschaftler noch keine Spur entdeckt, so daß meine Befürchtung wuchs, er könnte nicht mehr am Leben sein.

Ich war nicht mehr allzu weit vom Grund der Höhle entfernt. Hin und wieder schaute ich nach rechts, bekam auch den See zu Gesicht und glaubte, ab und zu das blonde Haar der Frau zu sehen, wenn sie mal wieder an die Oberfläche gelangte.

Himmel, hoffentlich kam ich noch rechtzeitig, denn auch Axel Eickburger war nicht untätig geblieben. Er stand in der Nähe des Ufers, da er sich nicht ins Wasser traute, aber er schrie mit fast sich überschlagender Stimme nach seinen Helfern.

Wie viele von ihnen Suko hatte erledigen können, wußte ich nicht.

Jedenfalls blieb das Schreien des Vampirs nicht ohne Erfolg. Die roten Vampire hörten ihn genau, und sie lösten sich aus ihren Verstecken, wo die nachtdunklen Schatten lauerten und das Licht sie nicht erreichen konnte.

Wie Pfeile stürzten sie nach unten.

Ich wollte nicht, daß sie mich auf dem Weg erwischten, denn da hatte ich zuwenig Bewegungsfreiheit. Deshalb riskierte ich einen schnellen Blick nach rechts über den Rand, sah die Entfernung als nicht mehr so schlimm an und sprang.

Glücklich landete ich nicht, denn der Höhlenboden war nicht glatt wie ein Hausflur, sondern mit zahlreichen Steinen übersät. Auf diesen Steinen landete ich, knickte weg und fiel zu Boden, wo ich mich noch überrollte.

»Da ist er!« Der Vampir brüllte, und seine laute Stimme hallte mir entgegen.

Ich sprang auf.

Da kamen sie schon.

Sie waren zu dritt. Gewaltige Monster mit den ausgebreiteten Flügeln. Die Mäuler hatten sie aufgerissen, ihre spitzen Zähne waren gebleckt, und die Gestalten selbst erreichten eine solche Größe, daß sie mir die Sicht auf andere Dinge, wie den See, nahmen.

Beretta und Kreuz sollten mir helfen. So schnell es ging, fingerte ich das Kreuz hervor, streifte die Kette über den Kopf und hielt es kaum in

der Hand, als sie schon über mir waren.

Es war wie in einem Tunnel. So dunkel. Nur hörte ich nicht das Rattern der Räder auf den Schienen, sondern das wilde Kreischen der verfluchten Vampire. Sie wollten mich fertigmachen, schlugen kraftvoll um sich, damit ich zu Boden ging.

Meinen linken Arm rammte ich hoch. Aus der Faust schaute dabei das Kreuz hervor, und ich traf damit wuchtig und zielsicher den ersten Gegner.

Kaum hatte das wertvolle Kruzifix Kontakt, als es aufblitzte und dieses Licht regelrecht explodierte. Es raste wie glühende Messer in den Körper des Blutsaugers, riß ihn auseinander und zerstörte ihn restlos. Meine große Befürchtung, das Kreuz könnte nicht reagieren, war nicht eingetreten.

Ich packte die Vampire, auch wenn sie schon so alt waren, daß man es kaum noch in Zahlen ausdrücken konnte.

Sie verglühten, explodierten und vergingen, denn ich war unter ihren großen Schwingen zu einem wahren Irrwisch geworden, der sich nichts gefallen ließ.

Zwei Fledermäuse erledigte ich mit dem Kreuz. Als ich mich auf die dritte zuwarf, drehte sie ab, wurde nicht berührt, aber mich warf der eigene Schwung nach vorn und auch zu Boden, wo ich abermals hart auf die Steine fiel und mir meine Ellenbogen stieß, was sehr weh tat.

Für einen Moment verlor ich die Übersicht. Der dritte fliegende Vampir griff mich nicht mehr an. Er rauschte in Richtung Decke, aber da war noch Axel Eickburger, der mich ebenfalls haßte, mein Blut wollte und mich nun am Boden liegen sah.

Ich hörte seinen Schrei, der mich munter machte, dann riß ich den Kopf hoch und sah etwas auf mich zufliegen.

Es war groß und dunkel, ein schwerer Gegenstand auf jeden Fall.

Wahrscheinlich ein Stein.

Ganz genau konnte ich es nicht sagen, denn das Wurfgeschoß war zu gut gezielt. Mich traf ein brettharter Schlag an der Schläfe. Ich sah Sterne vor meinen Augen aufblitzen, hörte einen triumphierenden Schrei und sank langsam in den schwarzen Tunnel der Bewußtlosigkeit…

***

Sie schaute ihn aus kalten, gnadenlosen Augen an. In diesem Gesicht von teuflischer Schönheit und kalkiger Blässe war kein Quentchen Gefühl zu lesen, denn Gefühle konnte sich ein Wesen wie Lady X nicht mehr leisten.

Überhaupt kannte sie dieses Wort nicht mehr, seitdem sie zu einem Vampir geworden war. Sie diente voll und ganz dem Bösen und dachte nur an die schwarzmagischen Ziele, die sie noch erfüllen

wollte.

Lupina hatte sie erledigt. Eine Konkurrentin war aus dem Feld geschlagen worden. Tokata lebte ebenfalls nicht mehr, Marvin Mondo konnte man auch abhaken.

Nur noch drei waren von der ehemaligen Mordliga zurückgeblieben, Lady X, Xorron, von dem man nie wußte, wie man ihn einzuschätzen hatte, und Vampiro-del-mar, wie Lady X ein Vampir, der auf der Suche nach seiner Vergangenheit war und in dieser Höhle einen Zipfel gelüftet hatte.

Es hatte sich inzwischen einiges geändert, und Lady X nahm sich neuerdings die Freiheiten heraus, die sie benötigte.

Solo Morasso, alias Dr. Tod, hatte eingesehen, daß er besser damit fuhr, wenn er die Scott an der langen Leine führte. Der Tod Lupinas hatte dies deutlich genug bewiesen.

Ja, sie konnte sich austoben, und wieder einmal bewies sie ihre Grausamkeit.

Diesmal an einem Menschen!

Es war der Professor. Er lag rücklings auf der kalten Erde. In seiner Armvene steckte eine schmale Kanüle, an die ein Schlauch angebunden war. Durch ihn lief eine dunkelrote Flüssigkeit in einen Trog.

Blut!

Das Blut des Professors…

Die Vampirin hatte ihm einen langsamen Tod versprochen, und sie war dabei, dieses Versprechen einzuhalten. Irgendwann einmal würde er so schwach sein, daß er bewußtlos wurde und es überhaupt nicht merkte, wenn er von dem einen Zustand in einen anderen, den Todeszustand, überwechselte.

Vorher jedoch hatte er noch alle Qualen zu erleiden, mußte mit ansehen, wie sein Lebenssaft aus dem Körper rann, und daß er dies auch tat, dafür sorgte Lady X, die neben ihm hockte und die Mündung der Maschinenpistole auf ihn gerichtet hielt.

Zerschunden sah der Professor aus. Lady X hatte ihre Wut an ihm ausgelassen und wollte nun dafür Sorge tragen, daß er langsam, aber sicher starb.

Klaus Bouillon hatte gefleht und gebeten. Er hatte geweint und geflucht, doch er war bei der Scott auf Granit gestoßen. Dieses Wesen konnte nicht mehr menschlich denken. Es hatte kein Einsehen, im Gegenteil, es ergötzte sich an den Qualen der Opfer.

Der Wissenschaftler wußte nicht, welche Menge an Blut seinen Körper bereits verlassen hatte, aber er fühlte bereits die Schwäche, die ihn überkam.

Sie kroch in seinem Körper hoch, breitete sich aus, ließ ihn apathisch werden und beeinflußte sogar seinen Willen.

Der Professor fand nicht mehr die geistige Widerstandskraft, sich gegen das Schicksal zu stemmen. Nur wenn Lady X hin und wieder die Lippen zu einem Lächeln verzog, dann bäumte sich der Wissenschaftler innerlich auf, dann wollte er etwas unternehmen, doch die Mündung der Maschinenpistole wirkte wie eine Barriere.

»Versuch es nur, Professorchen!« zischte die Untote. »Versuche es nur, darauf warte ich!«

Die Lippen des Mannes zuckten. Er schmeckte Blut im Mund. Sein Atem ging schwer und keuchend. Er fühlte, daß mit jedem Tropfen Blut, der seinen Körper verließ, auch immer mehr Kraft aus ihm rann, und er versuchte es ein letztes Mal, »lassen Sie mich doch in Ruhe. Haben Sie Erbarmen, Gnade…«

Lady X lachte nur. Sie wußte wohl, was die Worte bedeuteten, doch eine innere Beziehung dazu, die hatte sie nicht.

»Dann geben Sie mir wenigstens eine Kugel!«

»Auch das nicht.«

»Was wollen Sie denn?« schrie der Professor in einem wahren Anfall, wobei er sich noch aufbäumte und die Verbindung zwischen Arm und Auffangschale fast gerissen wäre.

»Ich will dein Blut, Professorchen, mehr nicht«, erwiderte Lady X, wobei sie scharf flüsterte. »Hast du verstanden? Nur dein Blut, das reicht mir.«

Klaus Bouillon erwiderte nichts mehr. Er sah ein, daß jedes weitere Wort zwecklos und reine Kraftverschwendung war. Es gab für ihn keine Chance mehr. Er mußte sich in sein Schicksal fügen.

Und so blieb er liegen und wartete ab.

Die Minuten vergingen, und er verlor immer mehr kostbaren Lebenssaft. Es ging nicht schnell, jedoch mit einer grausamen Regelmäßigkeit, die ebenfalls ans Ziel führte.

Lady X sprang plötzlich hoch. Sie hatte etwas vernommen, was ihr überhaupt nicht ins Konzept paßte.

Schüsse!

Einen schrägen Blick warf sie auf den Professor, der apathisch auf dem Rücken lag. Er hatte wahrscheinlich nichts davon mitbekommen, dafür die Vampirin.

Und sie gab genau acht. Wäre sie ein Tier gewesen, hätten sich vielleicht ihre Ohren noch hochgestellt.

Abermals wurde geschossen. Die Echos der Schüsse rollten durch die gewaltige unterirdische Höhle. Unheimliche Echos, die von den Wänden schwangen und sich zu einem wahren Inferno vereinigten.

Ein Zittern lief durch die Gestalt der Vampirin. Über ihre Lippen drang ein knurrender Laut, ein Zeichen, daß so etwas wie Haß, Zorn oder Wut sie gepackt hielt, und mit einer scharfen Bewegung wandte sie sich um. Ihr Blick heftete sich in die Augen des Professors.

»Was ist los?« zischte sie.
Bouillon gab erst keine Antwort. Er schwebte bereits in einem Zustand, der so ziemlich auf der Kippe zwischen Wachsein und Bewußtlosigkeit lag.
Lady X fluchte, ging in die Knie und rüttelte den Mann an der Schulter. Der Professor schlug die Augen auf. Ein feines Lächeln lag auf seinen Mundwinkeln. Es störte die Untote, denn sie kam sich auf den Arm genommen vor.
»Das waren Schüsse, Professorchen. Ich habe sie genau gehört. Wer ist da gekommen?«
»Ich weiß es nicht!«
In einem Anfall von Wut hob die Scott ihre Waffe. Für einen Moment sah es so aus, als wollte sie abdrücken, dann beherrschte sie sich und fragte weiter: »Wem hast du alles Bescheid gesagt, daß du in diese verdammte Höhle gehst? Rede!«
»Nur meiner Frau!«
»Kommt sie auch des öfteren hierher?«
»Nein, noch nie.«
»Dann kann sie also nicht geschossen haben?«
»Bestimmt nicht«, lautete die schwache Antwort.
Lady X stand wieder auf. Ihre Lippen verzogen sich, als sie auf den Professor schaute. Nein, der konnte ihr nicht mehr gefährlich werden. Der war mehr tot als lebendig.
Dafür die anderen, die da gekommen waren. Lady X rechnete damit, daß es mehrere waren, und die schienen Bescheid zu wissen.
Der Professor bereitete ihr keinen Ärger. Er war nicht mehr in der Lage, überhaupt irgend etwas zu unternehmen. Die Schwäche schritt bei ihm weiter fort, so daß die Untote sich jetzt um die Schüsse und eventuelle Gegner kümmern konnte.
Pamela Scott verließ die Höhle. Sie mußte den Kopf einziehen, um sich durch den Eingang zu schieben. Zwar hatte sie die eigentliche Höhle erreicht, aber sie selbst befand sich noch immer im Schatten mächtiger Säulen, die ihr auch eine gute Deckung gaben.
Die Höhle war ungeheuer groß. Man mußte schon die scharfen Augen eines Falken besitzen, um sie genau überblicken zu können.
Die hatte Lady X zwar nicht, aber sie konnte trotzdem etwas erkennen.
Kämpfende Menschen sah sie. Und sie identifizierte sie auch. Ein Zittern lief durch ihre Gestalt. Es war ein Zittern des Hasses und der Wut. Denn Lady X sah ihre Erzfeinde in der Höhle versammelt und schüttelte den Kopf, als hätte jemand Wasser über sie gegossen.
»Sinclair!« keuchte sie. »Du verdammter Hund! Kommst du mir wieder in die Quere?« Sie blieb stehen, schüttelte sich, als hätte jemand Wasser über sie gegossen. Dann startete sie mit schußbereiter

Maschinenpistole, um ebenfalls aktiv in die Auseinandersetzung einzugreifen…

***

Manchmal hat man Glück im Unglück. So erging es mir jedenfalls, und mein Glück war der Helm.

Zwar saß er nicht so akkurat und gerade auf dem Kopf, wie es hätte sein müssen, ich hatte ihn aber auch nicht verloren, und als mich der Stein traf, da prallte er vor allen Dingen gegen den schiefsitzenden Helm und riß ihn mir vom Kopf, während ich zwar auch einen Schlag mitbekam, der jedoch nicht so schlimm war.

In die Knie mußte ich trotzdem.

Das weiche Gefühl in meinem Schädel, die Gummibeine, die heranwachsende Schwärze – all dies waren Anzeichen für eine kommende Bewußtlosigkeit.

Ich fiel auf die Knie, stemmte mich gegen die Schwärze, gegen die Lähmung und hämmerte mir immer nur einen Satz ein.

Du darfst nicht bewußtlos werden!

Ich kniete. Die Arme hatte ich ausgestreckt. Aus einer Hand schaute mein Kreuz hervor, und dabei schwankte ich von einer Seite auf die andere. Jedes Kleinkind konnte mich umstoßen, und die Schwäche nahm immer mehr zu.

Auch der Vampir sah, wie schwer ich zu leiden hatte. Er hatte mir mit dem Treffer auch den Helm vom Kopf gefegt, sah, daß Blut aus einer Platzwunde an der Schläfe rann, und vergaß sein eigentliches Opfer, Beate, völlig.

Jetzt wollte er mich!

Breitbeinig kam er näher, während ich noch immer kniete und versuchte, die anrollenden Schatten der Bewußtlosigkeit wegzudrängen. Ich atmete schwer und keuchend, mein Kopf schien mit Dämmstoff gefüllt zu sein, und ich wunderte mich, daß der Blutsauger sich noch nicht über mich geworfen hatte.

Doch er zögerte aus gutem Grund. Er hatte Angst vor dem Kreuz.

Eine Berührung nur war für ihn tödlich. Deshalb wollte er mich nicht von vorn angreifen, sondern versuchte, in meinen Rücken zu gelangen. Dabei bückte er sich auch und hob einen Stein auf, denn ihm war die Idee gekommen, es ein zweites Mal mit einem gezielten Wurf zu versuchen.

Er befand sich jetzt schräg links von mir. Zum Glück konnte ich ihn sehen, wenn er auch wie ein auf- und niedertanzender Gummimann wirkte.

Nicht mehr als zwei Yards trennten uns.

Eine lächerliche Entfernung, die ich jedoch auf Grund meiner Schwäche nicht mit einem Sprung überbrücken konnte. Und Hilfe

würde ich auch nicht bekommen.
Es gab noch eine Chance.
Ich mußte etwas tun, womit der andere nicht rechnete. Einen Überraschungsangriff starten.
Das tat ich.
Unter großer Mühen gelang es mir, mich ebenfalls nach links zu drehen, dabei schleuderte ich meinen rechten Arm nach vorn und warf ihm das Kreuz entgegen.
Wie gesagt, eine Berührung würde reichen.
Und ich traf.
Für einen winzigen Moment hatte es so ausgesehen, als würde ihn das Kreuz verfehlen, dann hämmerte es gegen seine linke Schulter, und der Vampir stoppte, als wäre er gegen eine Mauer gelaufen, während das Kreuz neben ihm liegenblieb.
Ein Windstoß schien durch die gewaltige Höhle zu fahren und den Blutsauger durchzurütteln. Er konnte nicht mehr normal stehen, die Kraft rann aus seinem Körper. Er begann zu zittern, der Stein rutschte ihm aus der Hand, das Körpergewicht konnte von seinen Beinen nicht mehr getragen werden, und dann schlug er schwer zu Boden.
Er hatte die Arme noch vorgestreckt, weil er sich abstützen wollte.
Dabei dachte er nicht mehr an das Kreuz, und seine gespreizte Hand fiel haargenau auf die Waffe.
Nicht ein Schrei drang aus seiner Kehle. Der ehemalige Reporter kippte nur mit seiner gesamten Körperlänge zu Boden, drehte sich dabei auf die rechte Seite, und ich konnte genau in sein Gesicht sehen, in dem sich die Schmerzen abzeichneten, die durch seinen Körper tosten und zur Erlösung führten.
Er verfaulte nicht. Dazu war er noch nicht lange genug ein Blutsauger gewesen. Er starb fast normal und lautlos.
Geschafft!
Ich beugte mich nach vorn und stützte mich auf den ausgestreckten Armen ab. Noch immer hatte ich mit den Folgen des Wurfs zu kämpfen, und ich saugte den Atem ein wie ein Blasebalg die Luft.
Aus der kleinen Wunde an der Stirn rann das Blut. Ich konnte es meinem Helm verdanken, daß ich noch lebte. Wäre er nicht gewesen, hätte mich der Treffer tatsächlich von den Beinen gefegt.
Allmählich ging es mir besser. Zudem konnte ich nicht ewig hier hockenbleiben, denn ich mußte an meine eigentliche Aufgabe denken. Schließlich war ich gekommen, um Beate Eickburger zu retten.
Mein Gang zum Ufer des Sees glich mehr einem Torkeln. In den Knien verspürte ich ein weiches Gefühl. Die Füße bekam ich kaum hoch, und mit den Spitzen trat ich gegen Steine, die mich ebenfalls daran hinderten, mein Ziel schneller zu erreichen.
Einmal fiel ich sogar hin, blieb für wenige Sekunden hocken und

holte keuchend Luft. Es gelang mir, den Kopf so zu drehen, daß ich auch auf den See schauen konnte.

Da sah ich sie.

Beate Eickburgers Haar schwamm weit ausgebreitet an der Oberfläche, und ich erkannte auch ihr blasses Gesicht, dessen Farbe mich schon mehr an die einer Leiche erinnerte.

War ich zu spät gekommen?

Noch einmal riß ich mich zusammen, kam torkelnd auf die Füße, erreichte das Ufer, schlurfte über Kies, ließ mich fallen, landete im Wasser und streckte den Arm aus.

Meine Finger erwischten das lange Haar.

Mehr schaffte ich nicht. Es blieb mir nur die Möglichkeit, daran zu ziehen.

Als ich die Schreie der Frau hörte, da wußte ich, daß sie nicht tot war, und ich zog sie an den Haaren und unter Aufbietung letzter Kräfte ans Ufer.

Beide blieben wir erschöpft liegen, wobei ich mich noch zurückzog, denn ich hatte mit der Hälfte meines Oberkörpers im kalten Höhlenwasser gelegen.

Wir atmeten schwer. Beate Eickburger klapperte vor Kälte mit den Zähnen, und ich hoffte, daß sie sich keine Lungenentzündung geholt hatte.

Am liebsten wäre ich stundenlang hier liegengeblieben. Das ging nicht. Zudem war die Gefahr längst nicht gebannt, denn ich dachte an die roten Vampire und auch daran, daß ich unter Umständen noch andere Gegner treffen konnte.

Arme und Beine zog ich gleichzeitig an. Unter großen Mühen gelang es mir, mich auf die Füße zu stemmen.

Dann stand ich wie ein Rohr im Wind am Ufer, beugte meinen Rücken durch und schnappte nach Luft.

Mittlerweile konnte ich wieder klar sehen. Ich drehte mich um und schaute dorthin, wo sich der Weg befand.

Dort mußten Suko und Kommissar Mallmann sein. Ich hatte nichts von ihnen gehört. War etwas passiert?

Die Entfernung war einfach zu groß, um Genaues erkennen zu können. Zudem fiel mir mein Kreuz ein, das ich noch aufheben mußte. Ich drehte mich um und ging die paar Schritte zurück.

Ich stellte fest, daß ich wieder besser laufen konnte, nicht so schwankend oder torkelnd. Auch als ich das Kreuz aufhob, kippte ich nicht um, sondern konnte mich halten.

Während ich hochkam, schaute ich nach vorn und sah dicht vor einer zerklüfteten Höhlenwand eine schattenhafte Bewegung.

Da war jemand.

Mein Rücken zog sich zusammen. Plötzlich hatte wieder die

Spannung von mir Besitz ergriffen. Im nächsten Augenblick hörte ich das hämische, kalte Lachen einer Frauenstimme und sah es neben einer Steinsäule aufblitzen.

Schüsse!

Lady X war da!

***

Will Mallmanns Gesicht war eine Grimasse aus Angst und Entsetzen. Vielleicht wußte der Kommissar nicht einmal, wer hinter ihm stand, aber Suko sah es, und er wußte ferner, daß Vampiro-del-mar kein Erbarmen kannte.

Er hatte zugepackt, und er würde den deutschen Kommissar eiskalt erwürgen.

Das schoß dem Chinesen in Sekundenbruchteilen durch den Kopf.

Ihm war klar, daß er alles einsetzen mußte, um das Leben des Kollegen zu retten.

Mit der Beretta war nicht viel zu machen. Zudem bestand das Risiko, daß er Will Mallmann traf und nicht Vampiro-del-mar, der sich zudem noch gegen Kugeln widerstandsfähig zeigte.

Nein, Suko blieb nur eine Möglichkeit.

Sein Stab.

Während er in Wills verdrehte Augen schaute und hinter dem Kommissar das schreckliche Grunzen des Supervampirs hörte, riß er den Stab hervor und zischte das berühmte Wort.

Topar!

Für fünf Sekunden wurde die Zeit nun angehalten, und für fünf Sekunden erstarrte alles, was sich in unmittelbarer Rufweite des Chinesen befand.

Auch Will Mallmann und Vampiro-del-mar, denn gegen die Magie des Stabes konnte auch er nichts machen. Nur Suko, der Träger des Stabs, konnte sich bewegen.

Allerdings durfte er seinen Gegner nicht töten. Dann würde der Stab seine Kraft verlieren.

Blitzschnell steckte der Chinese seine außergewöhnliche Waffe wieder weg, damit er beide Hände frei hatte, sprang vor und packte mit beiden Händen das Gelenk der um Wills Hals liegenden Vampirklaue. Sie hatte sich regelrecht in dem Fleisch festgefressen, und es würde nicht einfach sein, sie zu lösen.

Suko setzte seine Kräfte ein. Dabei rann ihm die Zeit weg. Er keuchte und stöhnte, bog die Finger auseinander, daß sie fast brachen, hörte auch das Knacken, und es gelang ihm tatsächlich unter Aufbietung aller Kräfte, die Klaue vom Hals des Kommissars zu lösen.

Selbst bei den herrschenden schlechten Lichtverhältnissen sah der Chinese die Abdrücke, die die Vampirhand am Hals des Kommissars

hinterlassen hatte. Es waren regelrechte Furchen.
Die Zeit war um!
Sofort sackte Will Mallmann zusammen. Er war schon bewußtlos geworden, und über den Kommissar hinweg konnte Suko den riesenhaften Supervampir anschauen.
Eine Sekunde geschah nichts. Bis Vampiro-del-mar merkte, daß man ihn reingelegt hatte. Das Opfer war ihm entrissen worden, und vor ihm stand die Person, die sich dafür verantwortlich zeigte.
Der Haß kam bei Vampiro-del-mar wie eine Woge. Sie überschwemmte ihn, und er wollte den Tod des Chinesen.
Deshalb wuchtete er seinen gewaltigen Körper vor.
Suko hatte mit einem Angriff gerechnet. Leider war der Pfad zu schmal. So konnte er nicht nach hinten ausweichen und der Attacke die Wucht nehmen.
Suko tat das Gegenteil. Er warf sich vor und kam wie eine Ramme.
Vampiro-del-mar und der Chinese prallten zusammen. Auch Suko hatte sich mächtig ins Zeug gelegt. Sein Sprung war sicherlich mit ebenso einer Wucht geführt worden wie der des Supervampirs. Als die beiden zusammenprallten, da klatschte es. Suko hatte noch die Fäuste hochgerissen und schmetterte sie unter das Kinn des Blutsaugers.
Dessen Kopf flog zurück. So hart und wuchtig, daß er gegen die Felswand hieb, doch darum kümmerte sich Vampiro-del-mar nicht.
Er war ein Untoter, ein Wesen, das keine Schmerzen verspürte und so etwas leicht wegsteckte.
Dafür konterte er.
Suko sah seine Klaue, duckte sich, und die Hand wischte über seinen Kopf hinweg. Dabei fiel der Blick des Chinesen zu Boden, wo seine Dämonenpeitsche lag. Er hatte sie fallen lassen müssen, als er Will aus dem Griff befreite.
Mit der Peitsche konnte er den Supervampir schwächen!
Gedankenschnell ließ der Inspektor sich fallen und machte seinen Arm lang, um die Peitsche zu packen.
Doch auch Vampiro-del-mar hatte aufgepaßt. Suko sah den Tritt nicht, er spürte ihn nur.
Er traf ihn in Höhe der Hüfte, hob den Chinesen sogar noch an und schleuderte ihn weg, wobei Suko gefährlich nahe an den Rand des Pfads geriet.
Ein schauriges Fauchen drang aus dem Maul des Supervampirs, als er sich auf den Chinesen stürzte. Dabei ließ er sich fallen wie ein Brett und hatte die Arme vorgestreckt.
Suko zog augenblicklich die Beine an und ließ sie wieder vorschnellen.
Seine Füße wuchteten, in den Körper des Vampirs und schleuderten die Horror-Gestalt zurück. Leider ein wenig nach links, so daß

Vampiro-del-mar gegen den Felsen prallte und nicht über die Wegkante stürzte.

Sofort sprang Suko auf.

Die Peitsche hatte er zum Schlag erhoben, lief zwei Schritte vor und hörte hinter sich das Rauschen.

Der Supervampir bekam Verstärkung.

Dem Chinesen blieb nur eine Möglichkeit. Er pfiff auf eine Attacke gegen Vampiro-del-mar, drehte sich statt dessen und drosch in der Drehung mit der Peitsche zu.

Die drei magischen Riemen klatschten gegen den linken Flügel der heransegelnden Riesenfledermaus, und ihre Kraft reichte aus, um die Haut des Monstrums zu zerstören. Die Riemen rissen nicht nur Furchen hinein, sie hieben sie auch auseinander.

Die, Fledermaus dachte an keine zweite Attacke mehr. Laut kreischend fiel sie über den Rand und verschwand aus Sukos Blickfeld. Er aber wollte sich um Vampiro-del-mar kümmern.

Der hätte die Chance zu einem Angriff gehabt, aber er tat etwas anderes, was auch Suko völlig überraschte.

Vampiro-del-mar verwandelte sich!

Zum erstenmal in seinem Leben sah Suko ihn in der Metamorphose, und er war so perplex, daß er vergaß nachzusetzen.

Aus dem gewaltigen Vampir wurde eine übergroße Fledermaus.

Hatten die anderen Vampire schon große Schwingen besessen, so stellten die des Vampiro-del-mar die anderen völlig in den Schatten.

Sie waren noch größer, sogar fast doppelt so groß, und sie wuchsen anstelle der Arme. Dabei funkelten sie in einem blutigen Rot. Zwischen den Schwingen wirkte der an sich übergroße Körper des Vampirs klein, und als er sich abstemmte und die Flügel bewegte, entstand in der Luft ein gewaltiges Rauschen.

Vampiro-del-mar hatte seine alte Gestalt angenommen und flog dem Chinesen davon, der auf dem Pfad zurückgeblieben war und es noch immer nicht fassen konnte.

Bis er Schüsse hörte.

Die holten ihn zurück in die Wirklichkeit!

***

Kann man einer Garbe aus einer MPi entgehen?

Normalerweise nicht, es sei denn, man hilft selbst mit und hat sehr viel Glück.

Ich hatte beides.

Mein gewaltiger Sprung brachte mich erstens weg von Beate Eickburger und zweitens in die Nähe großer Felsbrocken, hinter denen ich Deckung finden konnte.

Das Krachen der Schüsse, die peitschenden, schnell hintereinander

aufklingenden Detonationen vereinigten sich zu einem gewaltigen Stakkato, das für mich die Todesmelodie werden sollte.

In meiner Nähe jagten die Kugeln in den Boden. Sie schleuderten kleinere Steine hoch, übergossen mich mit einem Regen aus Splittern, und ich dachte, daran, daß Lady X die Waffe nur zu schwenken brauchte, um mich von den Beinen zu holen.

Meine Schwäche hatte ich überwunden. Ich dachte nicht mehr daran und ließ mich mit einem artistischen Sprung hinter einen Felsbrocken fallen.

Den Boden hatte ich noch nicht richtig berührt, als ich die hellen, singenden Geräusche vernahm. Die Kugeln hämmerten gegen das harte Gestein und sirrten als Querschläger davon.

Dann verstummten die Schüsse, und nur die Echos rollten noch nach. Ich hörte die Stimme der Scott. »Keine Angst, Geisterjäger, dich packe ich noch. Lupina habe ich erledigt, dich kriege ich auch.«

Aber ich war nicht Lupina. Zudem stand die Untote nicht in meinem Rücken, und ich konnte mich wehren, denn ich besaß Waffen, vor denen Lady X einen furchtbaren Horror hatte.

Vorerst blieb alles ruhig, denn auch die Echos waren mittlerweile verstummt.

Wir belauerten uns.

Lady X war ebenfalls eine gewiefte Taktikerin. Sie wußte schließlich, daß auch ich nicht waffenlos war, und verhielt sich dementsprechend vorsichtig.

Bisher hatte ich noch keinen Blick riskiert. Jetzt schien es mir an der Zeit zu sein, einmal nachzuschauen.

Ich drückte mich so hoch, daß ich seitlich an dem Felsen vorbeischauen konnte. Zunächst einmal sah ich Beate Eickburger. Sie lag noch immer am Ufer, und wie ich erkannte, war sie nicht von einer verirrten Kugel getroffen worden, so daß mir ein Stein vom Herzen fiel.

Wo steckte Lady X?

Ich sah sie nicht. Zudem gab es innerhalb dieses gewaltigen Naturgewölbes auch zahlreiche Versteckmöglichkeiten, denn die langen Jahre hatten das Innere der Höhle fast schon zu einem Kunstwerk gemacht.

Die Steingebilde der Stalaktiten und Stalakmiten schimmerten in zahlreichen Farben. Angefangen vom hellen Weiß und Rosa bis zum Violett.

Eine Farbvielfalt, an der sich der Forscher erfreuen konnte. Ich hätte die Riesenhöhle auch gern näher in Augenschein genommen, aber ich war nicht als Forscher oder zum Vergnügen hier.

Für mich und meine Freunde ging es ums Überleben.

Dann geschah doch etwas.

Allerdings zerfetzte keine Schußgarbe die Stille, sondern ein Schrei. Der Stimme nach zu urteilen, mußte es Suko gewesen sein.

Ich drehte mich hinter meiner Deckung um, glaubte, Suko als Schemen auf dem Weg zu erkennen, aber das war im Moment nicht wichtig.

Etwas anderes zählte.

Die Riesenfledermaus, die hoch über mir schwebte und an Größe die anderen roten Vampire völlig in den Schatten stellte.

Mein Gott, war das ein Koloß!

Gewaltige Schwingen, die an Hausdachhälften erinnerten und dabei blutrot funkelten.

Zwischen ihnen jedoch erkannte ich eine Gestalt. Einen meiner Erzfeinde und Mitglied der Mordliga, nämlich Vampiro-del-mar. Er war die Metamorphose eingegangen, hatte sich zum Teil in die gewaltige Fledermaus verwandelt und in dieser Höhle vielleicht seine Urgestalt angenommen, die er auch vor Tausenden von Jahren schon besessen hatte.

Ich lag da und staunte.

Obwohl Vampiro-del-mar zu meinen ärgsten Feinden gehörte, konnte ich mich der Faszination, die von seiner Gestalt ausging, nicht entziehen. Sie war einfach da, und ich merkte wieder einmal, mit welchen Fällen wir uns zu beschäftigen hatten.

Davon wußten und ahnten die Menschen nichts, die über uns in den Häusern schliefen. Es gab schreckliche Dinge, wie wir immer wieder bestätigt bekamen.

Nur – was hatte er vor?

Noch rührte sich auch Lady X nicht. Wahrscheinlich beobachtete sie ihn ebenso wie ich, und er hielt sich so weit oben auf, daß meine Silberkugeln ihn nicht erreichten. Vielleicht taten sie ihm auch in dieser Gestalt ebenfalls nichts. In der ersten, in der wir ihn kannten, zeigte er sich gegen die geweihten Kugeln immun.

Sekunden später durchschaute ich seinen Plan. Vampiro-del-mar sammelte seine noch übriggebliebenen Diener. Immer mehr Schatten huschten über uns durch die Höhle, versammelten sich dicht unterhalb der Decke und schienen einen Plan fassen zu wollen, wie man uns am besten erledigte.

Ich bewegte mich ein wenig nach rechts und geriet damit weiter vom Felsen weg. Dabei berührte meine Hand etwas Langes, Kaltes.

Erschreckt zuckte ich zurück, als ich erkannte, was ich da angefaßt hatte.

Einen Knochen! Wahrscheinlich gehörte er zu einem Menschen, der vor langer Zeit in der Höhle umgekommen war.

Noch andere Knochen sah ich sowie einen zersplitterten Schädel.

Ein grausiger Fund, um den ich mich allerdings nicht näher

kümmern konnte, denn die roten Vampire waren mit ihrer Beratung fertig. Sie hatten einen Entschluß gefaßt – und griffen an!

***

Wie gewaltige Steine stürzten sie nach unten. Sie hatten die Flügel sogar angelegt, um ihrem Angriff mehr Wucht zu verleihen, und ich stellte mit Entsetzen fest, daß es vier Gegner auf mich abgesehen hatten.

Jetzt gab es nur noch eins: Kampf!

Die Beretta hatte ich nachgeladen, das Magazin war gefüllt, aber ich feuerte nicht als erster.

Vom Weg her klangen Schüsse auf.

Suko griff in die Auseinandersetzung ein. Und er feuerte so schnell, daß ich das Gefühl hatte, er würde aus zwei Waffen gleichzeitig schießen. Das machte er tatsächlich, denn er hatte die Beretta des Kommissars an sich genommen.

Suko hatte sich auch weiter vorbewegt. Er stand nicht mehr so hoch. Die Entfernung zu den angreifenden Fledermäusen war geschmolzen, und der Chinese hielt voll drauf.

Er jagte die Silbergeschosse hinein in den angreifenden Pulk, wobei er von mir Unterstützung bekam.

Ich hatte mich auf den Rücken gelegt, denn es war zu gefährlich, mich hinzuhocken, weil ich noch an Lady X dachte, die irgendwo mit ihrer verdammten MPi lauerte und mich in dem allgemeinen Trubel leicht treffen konnte.

Auch ich hielt hinein. Die Beretta bäumte sich kurz hintereinander in meiner rechten Hand auf, als ich abdrückte. Geweihte Geschosse jagten den heranfliegenden Vampiren entgegen, die sich mit einer wahren Todesverachtung dem Grund entgegenstürzten, denn sie mußten ja wissen, daß wir trafen.

Kugeln klatschten in die Körper, rissen sie auseinander, zerstörten sie, und nicht allen Vampiren gelang es, auf dem Boden zu landen.

Mir rieselte sogar Staub entgegen, als sich die Blutsauger noch in der Luft auflösten.

Quietschende, schrille Schreie umtosten mich, schrillten in meinen Ohren, und dazwischen hörte ich das Krachen der Schüsse.

Dann war die Beretta leer.

Und nicht alle Vampire waren vernichtet. Einer fiel auf mich, so hart, daß er mich mit zu Boden riß.

Sofort warf ich die Waffe weg, hatte die rechte Hand frei und zog den Dolch, den ich von unten nach oben in die Höhe stieß – und traf.

Die geweihte silberne Klinge bohrte sich schräg in das häßliche Gesicht der Fledermaus und zerstörte es auf der Stelle.

Der letzte Gegner!

Ich schüttelte ihn ab, wobei er sich unter meinen Füßen auflöste, kam dabei hoch und hörte Sukos Warnschrei.

»John, gib acht!«

Ich duckte mich, kreiselte herum und sah etwas, das ich nie im Leben vergessen werde…

***

Der veränderte Vampiro-del-mar hatte sich Lady X geholt. Das war geschehen, als Suko und ich uns mit ihren Helfern beschäftigten.

Der Supervampir hatte die ehemalige Terroristin gepackt und auf seinen Rücken geworfen. Dort hockte sie wie eine Reiterin auf dem Pferd, nur daß eine Reiterin keine MPi in der Hand hält.

Gefährlich schnell segelte das Ungeheuer heran. Es befand sich vielleicht fünf Meter über mir, und Lady X hatte sich vorgebeugt, wobei sie die Waffe so festhielt, daß der Lauf schräg nach unten auf sein Ziel wies.

Das war ich.

Schon spie die MPi ihre Kugeln aus.

So lange hatte ich nicht gewartet. Ich lag wieder am Boden, hatte mich hart gegen den Felsen gepreßt und machte mich dabei so klein wie möglich. Dabei bekam ich mit, wie die Kugeln um mich herum in den Boden schlugen, andere als Querschläger wegrasten oder mit singenden Geräuschen gegen den Felsen hackten, aus dem sie Steinstaub lösten, der in kleinen Wolken vor meinem Gesicht schwebte.

Dann war der erste Angriff vorbei.

Ich zog den Bumerang.

Kugeln hatte ich keine mehr. Den Dolch konnte ich nur auf kurze Entfernungen einsetzen, aber die silberne Banane, wie ich immer sagte, mußte die Entscheidung bringen.

Den rechten Arm schwang ich zurück, wartete auf die erneute Attacke und sah mich getäuscht.

Vampiro-del-mar verschwand. Er flog nicht mehr auf mich zu, sondern dorthin, wo sich der Weg befand, der auch zum Ausgang führte. Wäre Suko dageblieben, hätte er sie erwischen können, doch er war vorgelaufen. Die Zeit, wieder zurückzuhetzen, war zu kurz.

Unsere Gegner konnten unangefochten verschwinden.

Ob sich Vampiro-del-mar dabei zurückverwandelte, wir sahen es nicht, wir nahmen es nur an.

***

Wir fanden Professor Bouillon buchstäblich im letzten Augenblick.

Er war schon bewußtlos und hätte nicht mehr viel Blut verlieren dürfen. Suko und ich waren über die teuflische Methode entsetzt, und wir entdeckten auch schlafende Monster in einer großen Nebenhöhle,

für die das Blut des Professors bestimmt war.

Achtzehn rote Vampire fielen uns in die Finger und einem Feuer zum Opfer, das wir entfachten.

Auch Beate Eickburger würde überleben. Als wir sie aus der Höhle schleppten, war sie bewußtlos, ebenso wie Will Mallmann, der als erster zu sich kam und überhaupt nicht begriff, daß er sich im Freien befand.

Wir erklärten es ihm der Reihe nach. Auch er zeigte sich enttäuscht, daß die beiden Hauptübeltäter entkommen waren. Die Nacht, die über der Alb lag, hatte sie verschluckt.

Mit dem Wagen des Professors fuhren wir zurück. Beate Eickburger und der Wissenschaftler mußten unbedingt in ärztliche Behandlung.

Ich aber dachte an Vampiro-del-mar und seine roten Vampire. Ein Stück seiner Vergangenheit war gelüftet worden, und ich war gespannt, welche Überraschungen er noch auf Lager hatte…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 219 »Lupinas Sohn«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 222 »Schlucht der stummen Götter«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 205 »Die goldene Kralle«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 159 »Der Engel, der ein Teufel war«